Reiſen in Tibet

und

am oberen Lauf des Gelben Fluſſes

in den Jahren 1879 bis 1880

von

N. von Prſchewalski,
Oberſt im ruſſiſchen Generalſtab

Aus dem Ruſſiſchen frei in das Deutſche übertragen und mit Anmerkungen verſehen

von

Stein-Nordheim.

Mit zahlreichen Illuſtrationen und einer Karte in Farbendruck

1931
D. 2. 2
PUBLIC LIBRARY
Section.
Shelf No.
Serial No.
SHILLONG.

Jena,
Hermann Coſtenoble.
1884.

Druck von August Pries in Leipzig.

Vorwort.

Die in den Jahren 1879 und 1880 von mir ausgeführte dritte Expedition in das Innere Aſiens geſtaltete ſich wie die zwei erſten Reiſen dahin zu einer wiſſenſchaftlichen Rekognoszierung von Centralaſien. Mit dieſen Worten habe ich Inhalt und Charakter vorliegenden Buches definiert. Man findet in ihm in gedrängter Form die Beſchreibung der von uns beſuchten Länder, den Gang der Expedition und Mitteilung unſerer Haupterlebniſſe, kurz eine möglichſt objektive Darlegung des ſubjektiv Erlebten. Ich wählte die vorliegende Form der Darſtellung, um den Leſer zu veranlaſſen, Schritt auf Schritt die Expedition zu begleiten und ſich dabei ſelbſt ein möglichſt vollſtändiges Bild der beſchriebenen Orte zu machen. Ob mir dieſe Abſicht gelungen iſt — vermag ich nicht zu entſcheiden. Die Mängel, welche ſich ebenſowohl in den Beſchreibungen als in unſeren Unterſuchungen finden, müſſen auf alle die äußeren Schwierigkeiten, mit welchen eine jede derartige Expedition zu kämpfen hat, zurückgeführt werden. Unſer Weg nach dem Innern Aſiens war nicht mit Teppichen belegt, und mehr denn einmal mußten wir mit ſchwerem Herzen das Größere dem Kleineren opfern, um, da das Wünſchenswerte nicht ausgeführt werden konnte, das Mögliche zu vollbringen.

Drei Reiſen nach Centralaſien wurden bis jetzt von mir ausgeführt und ihre wiſſenſchaftlichen Reſultate, die ich am Ende des Buches kurz gefaßt dargelegt habe, ſind von ſeiten vieler wiſſenſchaftlicher Geſellſchaften, ruſſiſcher wie ausländiſcher, in

schmeichelhafter Weise anerkannt worden. Verschiedene Spezialisten übernahmen die Aufgabe, das von uns angesammelte Material zu bearbeiten, und ihre diesbezüglichen Arbeiten werden gleich nach der Vollendung veröffentlicht werden. Bei der Zusammenstellung dieses Buches wurde ich von verschiedenen Gelehrten auf das liebenswürdigste unterstützt. So bestimmte der Akademiker K. J. Maximowitsch die Pflanzen, Professor A. A. Inostranzew die Mineralien, der Akademiker A. A. Strauch die Säugetiere und Amphibien; der Konservator des Museums der Akademie der Wissenschaften, C. M. Hergenstein, die Fische, und der Oberst K. B. Scharnhorst die barometrischen Berechnungen.

Die beigefügten Illustrationen wurden alle nach den von meinem Reisegefährten B. J. Roborowski selbst aufgenommenen Skizzen gemacht.

St. Petersburg, Mai 1883.

N. Prschewalski.

Vorwort des Bearbeiters und Übersetzers.

Der Bearbeitung vorliegenden Werkes wurde besondere Sorgfalt gewidmet. Im Interesse des Werkes wurde der Grundsatz verfolgt, bei strenger Wiedergabe aller wissenschaftlichen Ergebnisse wenig bedeutende Wiederholungen von Nebensachen zu umgehen, sowie um dem deutschen Sprachgenius möglichst freie Entfaltung zu gewähren, unter anderem auch die russische Eigentümlichkeit der Anhäufung von Adjektiven vermieden.

Bei den Höhen, Distanzen, Gewicht- und Hohlmaßangaben fand eine Umrechnung der im Original gebrauchten russischen Maße in Meter, Kilo und Liter statt. Bei der Datierung verblieb die russische Zeitrechnung.

Nachdem ein großer Teil der vorkommenden Fauna und Flora als centralasiatische Spezialitäten keine deutschen Bezeichnungen besitzt, ferner häufige Wiederholungen derselben Tier- und Pflanzennamen stattfänden, so bediente sich der Bearbeiter der vom Verfasser angegebenen lateinischen Benennung und fügte die deutsche Übersetzung nur bei der Minderzahl der Namen und zwar in Klammern zu. Da die Illustrationen im russischen Originalwerk nur schwache künstlerische Produkte sind, so ist es erklärlich, daß die Illustrationen der vorliegenden deutschen Ausgabe, welche Reproduktionen der russischen Illustrationen sind, keineswegs dem ästhetischen Geschmack eines künstlerisch gesinnten Publikums genügen können. Sie sollen lediglich dazu dienen, dem hochinteressanten Werk des verdienstvollen Reisenden durch plastische Wiedergabe der fremdartigen Landschaften, Flora und Fauna noch mehr Leben zu verleihen.

Die beigegebene Karte enthält die drei Reiserouten des Herrn Verfassers.

Weimar, März 1884.

von Stein-Nordheim.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Erstes Kapitel 1

Aufbruch der Expedition. Tagemärsche entlang des Urungu.

Plan und Aufstellung der Expedition — Ausrüstung — Verproviantierung — Bewaffnung — Wissenschaftliche Instrumente — Kleidung — Obdach — Geschenke — Geld — Gepäck — Kamele — Pferde — Übungen — Aufstellung — Aufbruch — Der erste Marschtag — Ulungursee — Urungusluß — Flora — Fauna — Wüste — Kirgisisches Winterlager — Der Bulugun — Jagd auf Wildschweine — Torgoten.

Zweites Kapitel 16

Vom Altai zum Tjan-schan.

Die dsungarische Wüste — Ihre Höhe — Der Löß — Bewässerung — Klima — Stürme — Flora — Fauna — Das wilde Pferd — Das wilde Kamel — Die Gebirge Chara-sychrè und Kuku-sychrè — Allgemeiner Wüstencharakter — Die Vorberge des Tjan-schan — Schwierigkeiten mit den Führern — Ankunft in der Ebene von Barkul.

Drittes Kapitel 31

Von Barkul bis Chami.

Unser Lagerleben — Nacht — Aufbruch — Marsch — Biwak — Die Ebene Barkul — Barkul — Fortsetzung des Marsches — Tjan-schan — Baumschlag — Flora — Fauna — Südseite des Tjan-schan — Der Weg bis Chami.

Viertes Kapitel 43

Die Oase Chami und die chamische Wüste.

Chami — Die Einwohner — Lager — Der Tschin-zai — Die Stadt Chami — Das chinesische Heer — Weiterreise — Die Wüste Chami — Ku-yhi — Die Ben-sjan-berge — Der Bultun-gsir-Fluß — Sturm.

Seite

Fünftes Kapitel 58

Oase Sa-tschen — Die Vorberge des Nanschan.

Allgemeines über die Oase Sa-tscheu — Flora — Fauna — Bevölkerung — Biwak — Weitermarsch — Die heiligen Höhlen — Der Schui-go — Der Dan-chi — Die Mongolen.

Sechstes Kapitel 68

Der Nan-schan.

Das Humboldt- und Rittergebirge — Der Nan-schan — Flora — Fauna — Alpenregion — Alpenfauna — Vergleich zwischen dem West- und dem Ost-Nanschan.

Siebentes Kapitel 75

Unser Aufenthalt auf dem Nan-schan.

Unser Aufenthalt im Gebirge — Cervus albirostris — Ungünstige Jagd — Eine Gletscherpartie — Aufbruch nach einem Gletscher — Der Unteroffizier Jegorow.

Achtes Kapitel 86

Zaidam.

Zaidam im allgemeinen — Nord-Zaidam — Der große Zaidamsee — Der kleine Zaidamsee — Charmyk — Tamariskenstrauch — Der Kurlyk-beise — Toffo-noor — Klima — Bajan-gol.

Neuntes Kapitel 100

Das nördliche Tibet.

Tibet im allgemeinen — Klima — Flora — Fauna — Mineralien — Bewohner

Zehntes Kapitel 114

Nord-Tibet.

Burchan-Budda — Nomochun-gol — Schugagebirge — Fabelhafter Tierreichtum — Jagdglück — Originelles Thal — Der Tschium-tschiumpaß — Neue Drangsale — Augenentzündung — Kuku-schili — Bär — Weitere Mühseligkeiten.

Elftes Kapitel 126

Der Weg durch Nord-Tibet.

Weitermarsch — Dum-buregebirge — Zagan-obo — Mur-usu — Eine Jagd auf Yaks — Weitermarsch — Das Tan-la-Gebirge — Die Jegrai und Golyk — Der Übergang über den Tan-la — Das Ob[illegible] Der Überfall der Jegrai — Mineralquellen — Das San-Tschiu-Thal — Die Mongolen — Tibetanische Gesandte — Aufenthalt.

Seite

Zwölftes Kapitel 142

Ein Aufenthalt in der Nähe des Bümsagebirges.

Das Bümsagebirge und die Quelle Nier-tschung — Die Bewohner Tibets — Wohnung — Nahrung — Viehzucht — Eigenartige Sitten — Familienleben — Einteilung — Geierjagd — Wir gelten für Zauberer — Soldatenstand — Handelskarawane — Lassa — Dalai-Lama — Bevölkerungsstand — Die Gesandtschaft aus Lassa — Rückmarsch.

Dreizehntes Kapitel 157

Rückkehr nach Zaidam.

Rückzug — Zwei Sagen — Der Weiterzug — Die Chailykjagd — Drei Karawanenwege — Die Erkrankung Garmaews — Die Bärenjagd — Der neue Weg — Das Klima — Das Marco-Pologebirge — Die Orongoantilope — Das Gurbu-Naidschigebirge — Der Naidschingol — Das Toraigebirge — Wintervögel — Rückkehr nach Zaidam — Dadai in Not — Dsun-sassak.

Vierzehntes Kapitel 172

Von Zaidam nach dem Kuku-noor und Sinin.

Dritte Reiseperiode — Das östliche Zaidam — Der Sumpf Irgizyk — Das Südkuku-noorsche Gebirge — Daba-sun-gobi — Nochmals die Südkuku-noorschen Gebirge — Kuku-noor — Klima — Flora — Fauna — Bevölkerung — Südufer des Kuku-noor — Ara-gol — Ein chinesisches Piket in Schala-choto — Der Marsch nach Sinin — Chinesen — Dunganen — Kirgisen — Tanguten — Daldy — Mongolen — Sinin — Die Audienz beim Amban — Legende — Wetterzug.

Fünfzehntes Kapitel 191

Die Forschungen am oberen Chuan-chè = Gelben Fluß.

Allgemeiner Charakter des oberen Chuan-chè — Chara-Tanguten — Balekun-gomi — Flora und Fauna — Temperatur — Plateau — Sjan-si-bei-Gebirge — Baga-gorgifluß — Crossoptilon auritum — Dschachan-phidsa-Gebirge und sein Tempel — Rheum palmatum — Der Übergang über den Umu — Flora und Fauna — Tschurmynfluß — Der Chuan-chè.

Sechzehntes Kapitel 211

Rückweg am Gelben Fluß.

Rückkehr an den Baga-gorgi — Regenperiode — Die Ortschaften Cha-gomi und Doro-gomi — Der Übergang über den Chuan-chè — Die Oase Gui-dui — Dschachar-Gebirge — Flora — Fauna Jagd auf Grandala coelicolor — Besteigung des Dschachar-Gebirges — Rückkehr nach Gui-dui — Durchzug des kuku-noorschen Plateaus.

Seite

Siebzehntes Kapitel 223

Der Sommer am Kuku-noor. Der zweite Aufenthalt am östlichen Nan-schan und in Gan-su.

Das Ara-golthal — Flora — Balema — Anser indicus — Der Aufenthalt am Kuku-noor — Tscheibsen — Wassermühle — Süd-tètungsche Gebirge — Flora — Wald — Fauna — Einwohner und ihre Hütte — Der Tempel Tscher-tyn-ton — Nord-tètungsche Berge.

Achtzehntes Kapitel 245

Der Weg von Ala-schan und die mittlere Wüste Gobi.

Die Wüste Gobi — Klima — Vegetation — Tierleben — Ala-schan — Klima — Flora — Fauna — Bevölkerung — Unser Weitermarsch — Sulchir — Pugionium — Verwilderte Pferde — Zugvögel — Dyn-juan-in — Die Fürsten von Ala-schan — Ala-schan — Die Uroten — Die Wüste Gobi — Ein neues Argali — Weitermarsch — Das Churchu-Gebirge — Karawanenwege — Bevölkerung — Septemberklima — Urga — Kiachta — Schluß.

Illustrations-Verzeichnis.

Seite

„Unser Obdach": Zelt — Jurte 5
Ein mit Wasserfässern beladenes Kamel 7
Das wilde Pferd, Equus Prschewalskii 24
Unser Karawanenzug 33
Ein Taranscha aus Chami 49
Sturm in der Wüste . . . . . 56—57
Die Oase Sa-tscheu . . . . . 60—61
Der Götze Da-phu-yan aus einer der Höhlen von Tschen-phu-dun . . 62
Pseudois Nahoor (Kuku-jeman) 72
Cervus albirostris 76
Gletscher auf der Südseite des Humboldtgebirges . . . . . 78—79
Nitraria Schoberi (Charmyk) 93
Verschiedene Formen von Sandstürmen . . . . . 96—97
Tierleben im nördlichen Tibet am Schugafluß . . . . . 106—107
Poëphagus mutus n. sp. (Der wilde Yak) . . . . . 108—109
Pantolops Hodgsoni (Orongoantilope) 109
Procapra picticanda (Adaantilope) 110
Asinus Kiang (Kulang) . . . . . 110—111
Glückliche Jagd auf Kuku-jeman . . . . . 120—121
Obò auf dem Bumsàgebirge . . . . . 134—135
Typen tibetanischer Einwohner . . . . . 142—143
Das tibetanische Hausschaf 146
Chara-Tanguten = Si-phan-am Kuku-noor 184
Frauentypen aus dem Stamme Daldy . . . . . 184—185
Chara-Tanguten am oberen Chuan-chè 185
Frauen aus dem Stamme Daldy 186
Die Abhänge des linken Ufers am Gelben Fluß . . . . . 192—193
Die Oase Gui-dui . . . . . 214—215
Tempel von Tscheibsen . . . . . 230—231
Eine Wassermühle 229
Ein Tangute = Si-phan aus Gan-su 239

Seite
Tangutische Hütte in Gan-su . . . . . 240—241
Der Götzentempel Tscher-tyn-ton 241
Ein in den Felsen gehauenes Götzenbild . . . . . 242—243
Antilope gutturosa (Dserenantilope) 243
Die Wüste Gobi 248
Halochylon ammodendron (Saxaulstrauch) 249
Agriophyllum gobicum 260
Ovis Darvini n. sp. Argali aus der Wüste Gobi 269

Erstes Kapitel.

Aufbruch der Expedition. Tagemärsche entlang des Urungu.

Plan und Aufstellung der Expedition — Ausrüstung — Verproviantierung — Bewaffnung — wissenschaftliche Instrumente — Kleidung — Obdach — Geschenke — Geld — Gepäck — Kamele — Pferde. — Übungen. — Aufstellung. — Aufbruch. — Der erste Marschtag. — Ulungursee. — Urunguflu. — Flora. — Fauna — Wüste. — Kirgisisches Winterlager. — Der Bulugun. — Jagd auf Wildschweine. — Torgoten

Die Untersuchungen des Lob-nuor*) und der westlichen Dsungarei hatten den Schluß meiner zweiten Reise nach dem Inneren von Asien gebildet. Ich hatte mir, teils durch Überanstrengung, teils durch die klimatischen Einflüsse eine ernste Krankheit zugezogen, die mich zwang, statt meinen Rückweg über Tibet und Chami zu nehmen, schon Ende des Jahres 1877 wieder auf unserem Grenzposten Saisansk einzutreffen. Nach dreimonatlicher guter Pflege war ich jedoch soweit erholt, daß ich von neuem eine Reise unternehmen wollte. Ein Befehl aus Petersburg verschob jedoch diese Expedition mit Hinblick auf unsere damaligen Mißhelligkeiten mit den Chinesen: dieser Aufschub hatte für mich seine Annehmlichkeiten. Ich konnte in die geliebte Heimat eilen und dort in ungestörter Landeinsamkeit mich von allen Unannehmlichkeiten und Mißgeschicken meiner Reise, mit dem Lob-nuor grundlich erholen. In dieser Ruhezeit wurde es mir klar, wie wünschenswert es vor allem sei, das Innere von Asien, dessen wilde Gegenden noch ganz unbekannt sind, zum Ziel einer Entdeckungsreise zu machen.

Mein diesbezüglicher Plan, welcher besonders die Erforschung des unbekannten Tibets betonte, wurde sofort von der Geogra-

*) nuor = See.

phischen Gesellschaft, als auch dem Kriegsministerium genehmigt, als Zeitdauer für die Reise zwei Jahre bestimmt, und dafür die Summe von 29,000 Rubel ausgesetzt.

Zwei Offiziere, die Fähnriche Fedor Leontewitsch Ecklon und Wsewolod Iwanowitsch Roborowski wurden meine treuen Gefährten, die mir im Interesse der Expedition wichtige Dienste leisteten. Ecklon hatte mich schon auf meiner Reise nach dem Lob-nor begleitet, Roborowski dagegen bereiste zum ersten Mal Asien. Ecklon besorgte das Sammeln und Präparieren der Ausbeute für die zoologische Abteilung; Roborowski die Aufnahme von Skizzen und die botanische Abteilung. Beide Herren haben mich bei sämtlichen wissenschaftlichen Arbeiten auf dieser Expedition in anerkennenswerter Weise unterstützt.

Ferner begleiteten uns drei Soldaten Nikiphor Egorow, Michael Rumanzew und Michei Urusow, fünf Kosaken, nämlich Dondok Irintschinow, (mein treuer Begleiter auf meinen drei asiatischen Reisen) Pantelei Teleschow, Peter Kalminin, Dschambil Garmajew und Simeon Annosow, der Unteroffizier und Präparateur Andreas Kolumeizow und ein Dolmetscher für die türkische und chinesische Sprache Abdul Basid Jusupow. (Letzterer stammte aus Kuldscha und hatte mich schon auf meiner Reise nach dem Lob-noor begleitet.) Es waren im Ganzen 13 Personen und ich werde in Zukunft, wenn ich von den Kosaken spreche, darunter die drei Soldaten mitverstehen.

Die Auswahl des Personals für eine solche Expedition ist eine hochwichtige Sache. Ein jeder muß mit Aufopferung seiner selbst für das allgemeine Interesse einstehen. Ein herzliches Einverständnis muß zwischen den einzelnen Gliedern, unbedingtes Vertrauen zu dem Anführer herrschen, wenn nicht die wichtigen Bestrebungen einer derartigen Expedition gefährdet werden sollen.

Ein zweiter wichtiger Punkt ist die Ausrüstung und Proviantierung. Unsere Hauptspeisevorräte bestanden aus lebenden Schafen, Formthee, Reis, Hirse, Gerste, Dsamba*) und Maismehl, aus welchem man unter Beimischung von Salz und Hammelfett ein ganz erträgliches Brot backen kann, welches sich lange hält und leicht zu transportieren ist. Außerdem nahmen wir aus Saisansk noch

*) Dsamba geröstetes Gerstenmehl, welches mit Öl oder Fett gemengt wird.

sieben Pud*) Zucker, ebensoviel gedörrtes Hammelfleisch, eine Kiste Cognak und Xeres und zwei Wedro*) Spiritus, letzteren für naturwissenschaftliche Präparate, mit. Konserven nahmen wir nicht mit, da sie uns zu viel Platz weggenommen hätten und wahrscheinlich bei dem Transport durch die Wüstenhitze verdorben sein würden. Unsere Küchengeräte bestanden in einem großen kupfernen Kessel, in welchem Suppe und Thee gekocht wurden, drei kleineren kupfernen Kesseln, zwei Kaffeerollen, zwei Pfannen, zwei eisernen Wassereimern, zwei eisernen Suppenschüsseln, einem Waschbalg und einem Feuerhaken, welches alles in zwei einfachen Holzfässern untergebracht wurde, und einigen Wasserfässern. Unsere Tischeinrichtung entsprach der Kücheneinrichtung. Jeder von uns führte zu seinem Gebrauch eine Holztasse und ein tüchtiges Taschenmesser bei sich. Als Gabeln dienten uns unsere Hände, und für unsere Löffel, die wir bald verloren, fanden wir Ersatz in solchen, die wir uns selbst aus Holz schnitzten. Die Küche wurde monatsweise von einem der Kosaken besorgt. Unsere Nahrung bestand fast immer aus Hammelsuppe, die nur bei Jagdglück von einem Wildbretbraten abgelöst wurde. Fische bekamen wir nur selten. Wir aßen mit den Kosaken aus derselben Schüssel. Der einzige Luxus, den wir uns gönnten, war Zucker, der den Kosaken nur an Festtagen verabreicht wurde.

Wir führten auch eine Handapotheke bei uns, beschränkten uns aber bei unsrer medizinischen Unkenntnis auf die eventuelle Anwendung von Chinin und von Magentropfen. Glücklicherweise erkrankte während der Expedition niemand von uns in ernstlicher Art.

Als Waffen führte jeder von uns eine Büchse (Berdan-System) und zwei Revolver von Schmidt und Besson, im Gürtel ein zu der Büchse gehöriges Bajonett und zwei Patronentaschen zu zwanzig Patronen bei sich. Außerdem hatten wir noch sieben Jagdflinten mit 60 Kilo Pulver und 240 Kilo Schrot. Für die Büchsen hatten wir sechstausend, für die Revolver dreitausend Patronen. Diese wurden in Zinkkisten, zu 870 Stück jede, verpackt. Die Kisten staken wiederum in hölzernen Umhüllungen und waren noch durch Filzplatten verwahrt. Sie haben sich auf der Reise bewährt.

*) Pud = 20 Kilo.
**) Wedro circa 13 Liter

Das Pulver lag in Blechkisten, diese wieder in Holzkisten; das Schrot in Lederbeuteln.

Unsere wissenschaftlichen Instrumente bestanden in zwei Chronometern, einem Barometer von Parrot mit dem gehörigen Vorrate von Röhren und Quecksilber, einem Hypsometer, zwei Bussolen nach Schmalkalder, einigen Kompassen, sechs Thermometern nach Celsius und einem Psychrometer; ferner führten wir eine hinreichende Menge Löschpapier für die Herbarien, als auch alles, was zum Präparieren der Tiere, wie Pincetten, Messer, Arsenik, Alaun, Gips, Watte u. s. w., nötig ist, sowie Fischereigerätschaften mit uns.

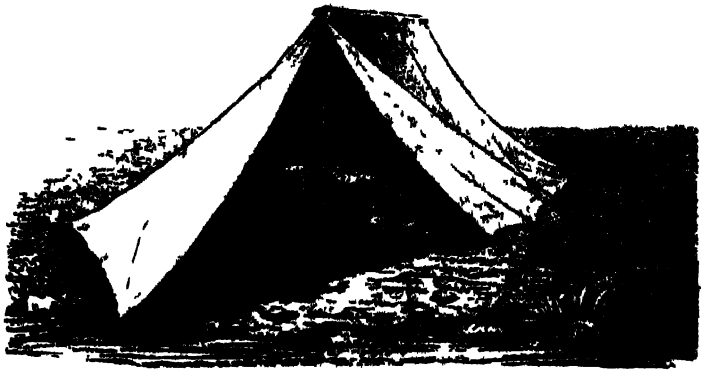
Unsere Kleidung bestand aus Baumwollen-Wäsche; im Sommer aus Beinkleidern und Blusen von Segeltuch, im Winter aus Beinkleidern von Schafpelz oder grobem Tuch und kurzem Pelzrock. Dazu trugen wir stets hohe Jagdstiefeln. Die Kosaken verfertigten unterwegs diese Sachen selbst.

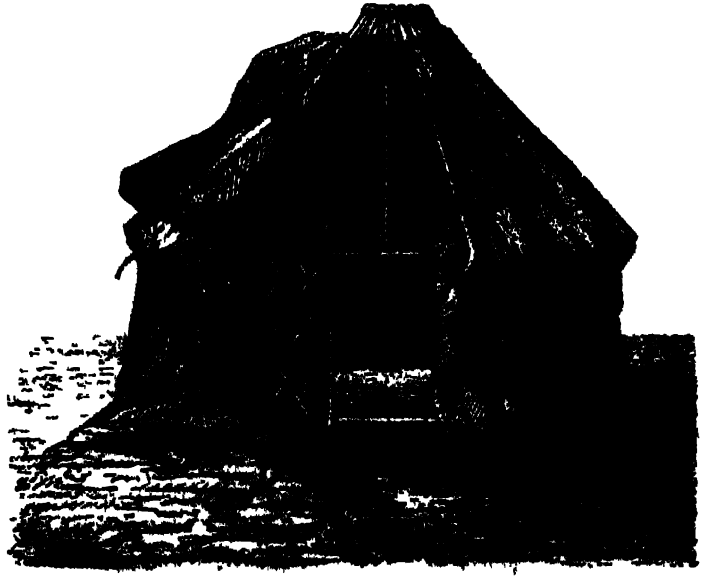
Unser Lager bestand aus einer wollenen Decke und einem Lederkissen. Im Sommer bedeckten wir uns mit einer Fries-, im Winter mit einer Pelzdecke. Die Kosaken hatten weder Decken noch Kissen, sondern legten sich auf ihre Pelzröcke. Als Obdach hatten wir zwei mongolische Zelte aus Segeltuch, denen wir im Winter noch eine Filzjurte, wie ich dieselbe in meiner Reise in der Mongolei Pag. 42 schon beschrieb, zufügten.

Als Geschenke, ohne welche man Asien nicht bereisen kann, hatten wir in Petersburg im Wert von 1400 Rubel größere und kleinere Gegenstände, als wie Flinten, Uhren, Feuerzeuge, Messer, Spiegel, Harmonikas, Stereoskope, Kaleidoskope, Magnete, zwei kleine Elektrisiermaschinen, ein Telephon u. s. w. gekauft.

Außerdem wurde unser Gepäck noch durch 200 Kilo chinesisches Geld in großer und kleiner Münze vervollständigt.

In China gilt als Einheitsmünze der Lan-Silber, circa dem Wert von 6 Mk. 44 Pf. deutscher Währ. entsprechend. Der zehnte Teil des Lan heißt Tsian und der zehnte Teil eines Tsian Fyn. Als Kleingeld gilt der Tschoch, eine Münze, halb Zink, halb Kupfer, in der Größe eines russischen Kopeken, ungefährer Wert $\frac{1}{3}$ unseres Pfennig, doch variiert sein Kurs. Diese Münze hat ein quadratförmiges Loch, durch welches ein Faden gezogen wird, um zum bequemeren Transport die Tschoch daran wie eine Perlenkette





„Unſer Obdach“ Zelt — Jurte.

aufzureihen. In Peking und anderen Handelsstädten giebt es auch eine Art Papiergeld; allein dasselbe kann immer nur innerhalb der Stadt, wo es ausgefertigt ist, verwendet werden.

Unser Gepäck hatte trotz aller Beschränkung auf das Notwendigste die Höhe von 4000 Kilo erreicht. In 46 Packe verteilt, wurde es von 23 Kamelen transportiert.

Dank der liebenswürdigen Unterstützungen von seiten des Generals Prozenko, damaligen Kriegsgouverneur der Provinz Semipalatinsk, und des Obersten Ilnitzki, Chef des dortigen Stabes, gelang es mir, die schwere Aufgabe, 35 zweckentsprechende Kamele und fünf kräftige Reitpferde zu kaufen. Kamele sind für eine Reise in das Innere Asiens unentbehrlich. Sie sind als Lastiere unersetzbar, da sie tagelang ohne Wasser und Nahrung die beschwerlichsten Wüstenmärsche ausdauern können. Von diesen Kamelen wurden 23 für das Gepäck, 8 für die Kosaken und Soldaten und vier als Aushilfe verwandt. Ich selbst, die beiden Offiziere, der Dolmetscher und der Unteroffizier Kolomeizow, bedienten uns der Pferde.

Drei Wochen vor dem Abmarsch machten wir mit den Kosaken tägliche Schießübungen, um in jeder Weise gegen alle feindseligen Angriffe, deren wir von seiten der wilden Bewohner Tibets, als auch der uns stets feindlich gesinnten Chinesen gewärtig sein mußten, gerüstet zu sein.

Unser Aufbruch wurde durch das späte Frühjahr hinausgeschoben; denn die ungewöhnlich starken Schneefälle machten die Steppen ungangbar. Endlich am 21. März*) konnte unsere kleine Karawane, die ich noch für den Anfang mit dem Kirgisen Mirsasch Agdjarow als Führer bis zu der westlichen Dsungarei vermehrt hatte, aufbrechen.

Wir teilten sie in drei Abteilungen. An der Spitze des Zuges ritt ich mit dem Fähnrich Eckton, dem Führer und einem Kosaken. Dann folgten die drei Abteilungen, jeweilig geführt von zwei Kosaken. Den Schluß bildete der Fähnrich Roborowski mit dem Dolmetscher Abdul Jusupow, dem Unteroffizier Kolomeizow und den übrigen Kosaken. Zur Vervollständigung unseres Zuges

*) 21. März alt. St. — 2 April n. St

Ein mit Wasserfässern beladenes Kamel.

gehörten auch einige Hunde, von denen ein einziger die ganze Expedition mitmachte.

Nachdem die ganze Karawane aufgestellt war, ritt ich noch einmal an ihr entlang, befahl dann „Vorwärts" und die Expedition hatte begonnen.

Es waren wunderbare Gefühle, mit denen ich abermals in eine Welt eintrat, die in ihrer Wildheit und Eigenart in scharfem Kontrast mit Europa steht. Doch wie lange wird es noch währen, bis daß auch diese Einöden von den Eisenbahnen durchschnitten werden — bis daß die Kultur siegend vordringt und die Nomaden der Civilisation erliegen? Allein die ursprüngliche Wüstenwelt wird länger als die amerikanische Wildnis der vordringenden Kultur widerstehen und erst der fernen Zukunft wird es vorbehalten sein, in den wilden Nomadenvölkern die Repräsentanten vergangener Zeiten zu sehen.

Unsere erste Tagereise ging nur bis zu dem von Saisansk 21 Kilometer entfernten Flecken Kenderlik, welcher an der russisch-chinesischen Grenze liegt. Von da führte unser Weg über Maichabzagai an dem See Ulungur vorbei nach Buluntochoi. Des starken noch liegenden Schnees wegen, mußten wir einen Umweg von 16 Kilometern machen, und kamen unsere Kamele nur langsam vorwärts. Der direkte Weg von Saisansk bis zum Ulungur beträgt 187 Kilometer. Am 26. März wurden wir von einem starken Schneesturm bei — 9° Cel. in unangenehmster Weise überrascht. Wir mußten den Marsch unterbrechen, die Zelte aufschlagen und abpacken. Der Schnee fiel so stark, daß wir uns am anderen Morgen bei — 16° Cel. in den tiefen Winter versetzt glaubten und uns kaum Futter für unsere Kamele zu schaffen wußten, während die Pferde nur etwas Gerste erhielten.

Das landschaftliche Bild des Weges zwischen Saisansk und dem See Ulungur ist leicht gegeben. Gegen Süden lagert sich die steile waldlose Gebirgswand des Sauru vor, hinter welchem das Schneegebirge Mus-tai 3690 Meter hoch hervorragt. Gegen Norden zeigt sich in weiter Ferne das Altaigebirge. Dazwischen dehnt sich das breite Thal des schwarzen Irtysch mit seinen mannigfaltigen Kies- und Sandanhäufungen, zwischen denen Calligonum mongolicum, Tragorycum, Halimodendron argenteum und Ephedra fortkommen, aus. Das hiesige Gras ist leid-

lich, die Kirgisen benutzen es als Winterfutter. Die Nordabhänge des Saurugebirges sind waldig; sie hängen mit kleinen Gebirgsgruppen zusammen. Das Saurugebirge stößt im Nordwesten an den Manryk, im Westen an den Tarabaga-tai, im Osten an den Mus-tai. Die weiteren Ausläufer des Mus-tai, heißen Kara-adyr und reichen bis zu den Ufern des Ulungursees hin. Die auf dem Gebirge wachsenden Bäume sind meistens sibirische Lärchen; dagegen findet man in den Schluchten, namentlich an den Ufern der vielen Gebirgsbäche, auch Birken, Espen, Vogelbeerbäume, Pappeln, wilde Apfel- und Birnbäume u. s. w. Die Bäche bilden verschiedene Flüsse, z. B. den Kenderlik, der in den Saisansee mündet, den Ulasti u. a. m. Der Winter ist hier sehr hart und das Frühjahr spät.

Der Ulungursee liegt nach meiner Messung 480 Meter hoch und mißt 138 Kilometer im Umfang. Der Urungu mündet in ihn ein. Sein Abfluß ist unbekannt. Das Wasser ist klar, mit leichtem Salzgehalt. Der See ist fischreich und von beträchtlicher Tiefe. Im Westen und Süden des Sees erstreckt sich bis zu den mittelhohen Gebirgen von Kara-adyr und Salburti eine unfruchbare salzhaltige Ebene hin, die nur in kümmerlichen Exemplaren einige Tamarix sp., Lycium sp. und Suaeda sp. hervorbringt; während an dem sumpfigen Ausfluß des Urungu auch Phragmites communis wächst. Diese moraſtigen Abflüsse bilden mit einigen Salzquellen den 16 Kilometer entfernten Baga-nosr. Dieser See ist, ohne wohl je mit dem Ulungur vereinigt gewesen zu sein, ein Wasserreservoir für den letzteren. Er hat höchstens einen Durchmesser von 4—6 Kilometer und ist im Gegensatz zum Ulungursee fischarm.

Als wir am 31. März am Ulungursee eintrafen, war er noch mit Eis bedeckt. Schaaren von Schwänen (Cygnus Bewicki) waren die einzigen lebenden Wesen, die wir antrafen. Sie umkreisten mit wildem Geschrei den See und die fremden Ankömmlinge.

Wir wandten uns südwärts und zogen über die 1832 gegründete chinesische Kolonie Bulung-tochoi, den Fluß Urungu entlang. Der Urungu entspringt auf dem Altai und wird aus dem Tschingil, dem Bulugun und dem Zagan-gol gebildet. Seine Länge beträgt gegen 480 Kilometer. Seine Richtung ist mit kleinen Abweichungen nördlich. Er durchschneidet die dsungarische

Wüste, hat keine Nebenflüsse und wird hauptsächlich von den Gletschermassen des Altai gespeist. Sein Flußbett ist sehr tief und breit. Nach der Mündung zu werden die Ufer fruchtbar. Die Strömung ist im Sommer so stark, daß der Fluß kaum schiffbar ist.

Unter den Baum-, Strauch- und Pflanzenarten finden sich am häufigsten Populus nigra, Populus alba, Elaeagnus sp., Rosa canina, Salix Idaeus, Lonicera sp., Crataegus pinnatifida; Phragmites communis, Halochylon ammodendron (Saxaulstrauch), Tamarix sp. (Tamariskenstrauch), sowie das Charakteristikum der mittelasiatischen Steppen wie der Ufer des kaspischen Meeres, das fruchtreiche Dyrisun-Lasiagrostis splendens.

In der Tierwelt stießen wir häufig auf Sus scrofa aper (Wildschwein), Cervus pygargus (Rehwild), Canis lupus (Wolf), Canis vulpes (Fuchs), Lepus sp. (Hase), Meles taxus (Dachs).

Die frühe Jahreszeit hinderte uns, den ganzen Reichtum in der Vogelwelt festzustellen. Immerhin trafen wir verschiedene Geierarten an, als Haliaëtus albicilla, Pandion haliaëtus, Milvus melanotis, ferner Corvus orientalis (welche Krähe?), Pica leucoptera (Elster), Corvus monedula (Dohle), Phyllopneuste tristis, Picus leuconotus, canus, minor (Spechtarten), Panurus barbatus (Bartmeise), Lanius isabellinus (Würgervogel), Sylvia curruca (Weißkehlchen), Saxicola stragularis, Anser cinereus, cygnoides (Gänsearten), Anas boschas, crecca (Entenarten), Bucephala clangula, Mergus merganser (Säger), Phalacrocorax carbo (Seerabe).

Wir fingen trotz des Fischreichtums im Ulungursee nur wenig. Im Urungufluß trafen wir am häufigsten den hier laichenden Squalius sp. (Döbel, auch Rüßling). Im Ulungur bemerkten wir Tinca vulgaris (Schleie), Carassius vulgaris (Karausche), Gobio sp. (Karpfenarten) und Perca fluviatilis (Barsche). Erstere bis zu einer Länge von 12 Centimeter, letztere bis zu 18 Centimeter.

Wenn auch die Vegetation an den Ufern des Urungu im Vergleich zu der umgrenzenden Wüste eine üppige ist, so kann sie doch mit dem Reichtum und der Mannigfaltigkeit, deren sich während der Sommermonate die russischen Steppen erfreuen, nicht verglichen werden.

Die umgrenzende Wüste erstreckt sich zu beiden Seiten des

Urungu und reicht im Norden bis gegen Utai, im Süden bis gegen Tjan-schan. Die Charakter ist sehr gleichförmig, nur hie und da wird sie von kleinen Steinhügeln, unterbrochen. [illegible] songarica, Kalidium, Allium sp., Euphorbia [illegible], Rheum leucorrhizum und die kleine Tulpe, Tulipa [illegible], gehören zu den ärmlichen Produkten, denen es im Frühjahr gelingt, der hiesigen Öde ein festliches Gewand anzulegen, bis darauf der Sommer nur zu bald das spärliche Grün wiederum in schmutziges Graugelb verwandelt. Zu keiner Jahreszeit jedoch verliert die Gegend ihre Einförmigkeit. Der schroffe Wechsel der Temperatur, der fast unvermittelte Übergang vom Winter zum Sommer tragen dazu bei, daß diese Gegenden von Menschen wie Tieren gemieden werden. Man kann stundenlang gehen, ohne einem lebenden Wesen, als höchstens einer Eidechse, Phrynocephalus sp., zu begegnen, oder durch das Geschrei einer kleinen Schar Steppenvögel, Syrrhaptes paradoxus, die tiefe Totenstille unterbrochen zu sehen. Dagegen giebt es eine Unmenge von Mücken und Bremsen, die ebenfalls ein Hindernis sind, im Hochsommer diese weiten Strecken als Viehweiden zu benutzen.

Es war am 5. April, daß wir in einem Pappelwäldchen unweit des Urung'u unser Biwak aufschlugen. In der Temperatur war ein großer Umschlag eingetreten, denn während wir vor 8 Tagen an dem Ulungur bei Sonnenaufgang — 16,0° hatten, so erfreuten wir uns jetzt der angenehmen Temperatur von +16,8° im Schatten. Ja das Wasser des Urungu, welches beim Beginn unserer Expedition noch mit Eis bedeckt war, hatte jetzt den Wärmegrad von +13,0° erreicht. Die Ebene war wie umgewandelt durch den Schmuck ihrer blühenden, wohlriechenden Tulpen. Wir atmeten mit Wonne die würzige Luft und lauschten mit Freuden dem Gezwitscher der Vögel.

Während wir an dem fischreichen See nur wenig gefangen hatten, war jetzt das Resultat unseres Fischfangs geradezu fabelhaft. Ein erbeutete [illegible] einem einzigen Fischzug circa 100—120 Kilo Weißfischen, alle ungefähr 30 Centimeter lang. Wir setzten einige Exemplare in Spiritus und übersandten sie später dem Museum der naturwissenschaftlichen Akademie in Petersburg zum Behufe der Präparation. Kaum der Leser sich vergegenwärtigt, daß jedes Präparat, jede Kleinigkeit, die wir nach Vollendung der Expedition des [illegible]

Museen auslieferten, die ganze Zeit der Reise als Gepäck mitbefördert werden mußte, so wird er die Schwierigkeiten einer wissenschaftlichen Expedition noch mehr zu würdigen wissen. Aus dieser reichen Fischbeute bereiteten wir uns eine köstliche Fischsuppe, ein wahres Labsal in der Einförmigkeit unseres Mittagstisches. Übrigens entwickelten wir alle während der ganzen Expedition einen solchen Wolfshunger, daß wir trotz der häufigen, ja fast täglichen Wiederholung des gekochten Hammelfleisches desselben nicht überdrüssig wurden.

Unsere Jagdausflüge wurden durch starke Stürme unterbrochen. Auch trafen wir außer Rehwild und Wildschwein kaum etwas Jagdbares an.

Wie ich schon früher erwähnte, reicht die Wüste bis ganz in die Nähe des Urungu, und nur seine Ufer und die unmittelbar daranstoßenden Abhänge und Niederungen sind mit den schon erwähnten Baum- und Strauchgattungen bewachsen. Infolge der vielen Kiesel und des Steingerölls ist der Weg unmittelbar am Ufer für die lasttragenden Kamele unwegsam und mußten wir daher unseren Weg der Wüste nahe verfolgen. Wir begegneten in dieser Einsamkeit nur wenigen chinesischen Feldwachen, die den chinesischen Postdienst zu versehen haben.

Als wir an den mittleren Urungu gelangten, kamen wir in die Gegend, in welcher seit 1878 Kirgisen, circa 75000 Seelen stark, aus dem Bezirk Ust-Kamenagorski an der chinesischen Grenze, ihr Winterlager aufgeschlagen haben. Diese Horde hatte sich anfangs nach Bulung-tochoi gewendet und war erst in Folge des Futtermangels hierhergezogen. Sie hatten bei unserer Ankunft schon ihr Winterlager verlassen und waren stromaufwärts gezogen. Die Kirgisen scheuen die Nähe der Russen und halten sich ihnen möglichst fern.

Schreckliche Verwüstung, Haufen von Knochen, zahlloses gefallenes Vieh, über welches selbst die hungrigen Wölfe nicht herr werden können, bezeichnet den Weg jener Horden. Der Platz, wo ein solches Winterlager gestanden, ist auf Jahre hinaus vollständig zerstört. Denn schlimmer wie die Heuschrecken, die doch nur Blätter und Gras verwüsten, lassen diese Wilden weder Baum noch Strauch stehen.

Mit wahrem Entsetzen gedachten wir, wenn diese Horden sich

nach Europa wälzen und gleich den Haufen der Hunnen, Goten, Vandalen sich über die gesegneten Fluren Italiens und Galliens ergießen würden, welch' ein Gottesgericht würde dieses für die Kulturstätten des westlichen Europas sein!

Zu unserem Glück sproßte jetzt schon wieder junges Grün hervor, sodaß wir genügend Nahrung für unsere Tiere hatten. Ungefähr 265 Kilometer von der Mündung des Urungu entfernt, geht der Weg rechts vom Fluß nach Gutschen ab. Die Gegend wird hier etwas gebirgiger, ist aber immer noch wasserarm. Einige Kilometer unterhalb dieses Punktes fließen die drei Flüsse Tschingil, Zagan-gol und Bulugun zusammen und werden von da an mit dem Namen Urungu bezeichnet. Der Urungu hat hier eine Breite von 25 Faden = 45 Meter. Sein Wasser ist klar, die Strömung stark, das Flußbett sehr steinig. Die Vegetation ist etwas kräftiger. Man findet hochstämmige Pappelwaldchen, sogar hie und da vereinzelte Akazien.

Von hier an behalten die Flußufer den Gebirgscharakter bei. Was die Mineralien anbelangt, so ist am linken Ufer der Gneis, am rechten der blauliche Granit und der graue Schiefer vorherrschend. In den wilden Schluchten sieht man elendes Gestrüpp, höchstens etwas wilden Lauch und dürftiges Gras.

Als wir am 27. April an den Bulugun gelangten, fanden wir die ärmliche Vegetation noch zurück, was wohl mit der dortigen hohen Lage von 1050 Meter zusammenhängt. Die Breite des Bulugun beträgt hier höchstens 14—18 Meter. Die umliegenden Berge sind hoch und waldlos. Vierzig Kilometer oberhalb des Bulugun liegt der kleine Gaschun-noor mit höchstens 4½ Kilometer Umfang. Dieser See hat nur geringe Tiefe. Sein Wasser hat einen bitteren Beigeschmack. Trotzdem giebt es in ihm ziemlich viel Barsche und Karauschen.

Wir rasteten hier vier Tage, trafen Wildschweine, auf die wir jagten. Da sie sehr scheu waren und äußerst scharfe Witterung hatten, mußten wir vor Sonnenaufgang an ihrem Wechsel sein. Wir schlossen eine Kette. Ein Rudel kam angetrabt, witterte uns und stob sofort in eiliger Flucht von dannen. Wir feuerten in das Zwielicht hinein, erlegten einige Stück, darunter einen Eber 158 Centimeter lang, 90 Centimeter hoch, 200 Kilo schwer. Dortige Hirten behaupteten, noch nie ein größeres Exemplar ge-

sehen zu haben. Ich schließe daraus, daß das asiatische Wildschwein kleiner als das europäische ist.

Während unserer Wanderungen am Bulugun entlang trafen wir zu wiederholten Malen mit Torgoten zusammen. Sie gehören dem Mongolenstamme an. In einem Aufsatz über die nordwestliche Mongolei sagt Herr Potanin über sie, daß die Torgoten an den Abhängen des Altai, am Tschingil und Bulugun leben. Sie stehen unter der Oberhoheit des chinesischen Gouverneurs in Kobdo, haben jedoch noch ihre eigenen Fürsten. Im Nordwesten der Dsungarei, südlich vom Taragabatai und dem Saurugebirge findet man die sogenannten Zochar-Torgoten. Dieser Stamm hatte sich Ende des 17. Jahrhunderts mit seinen Herden zwischen dem Ural und der Wolga niedergelassen. Im Jahre 1770 scharten sie sich plötzlich um ihren Chan Ubati und zogen mit den ihnen stammverwandten Choschoten, Oliuten, Durboten, an 760,000 Zelte stark, wieder in das Innere von Asien, und ließen sich am Balkaschsee, unter chinesischer Oberherrschaft, nieder. Die Chinesen suchten sie auf verschiedene Provinzen als Ili, Juldus, sowie das grasreiche Steppenplateau des inneren Tjan-schan zu verteilen. Als in Juldus der letzte Aufstand ausbrach, zogen sie abermals mit ihren Herden fort, teils nach dem Tjan-schan, der Dsungarei und Karaschar, teils an den oberen Ili im Bezirk Kuldscha.

Die Torgoten sind äußerlich sehr von den Mongolen verschieden. Sie sind von mittlerer Statur, mager, schlank, sehen meistens elend aus. Dagegen ist der Torgote im Charakter dem Mongolen ähnlich, gerade so faul und feige, aber auch so gastfrei und gutmütig. An Gewissenlosigkeit übertrifft er womöglich den Chinesen. Der Torgotenanzug besteht aus einem kaftanähnlichen Rock aus blauem chinesischen Stoff (Chalata), einem Ledergürtel, in dem ein gebogenes chinesisches Messer hängt, chinesischem Schuhwerk und einem krempenlosen Filzhut. Im Winter dagegen aus Pelz, Pelzmütze mit Ohrenklappen und Halsstück. Den Kopf tragen sie halb rasiert; das Hinterhaar in einen herabhängenden Zopf geflochten. Das Barthaar wird ausgerissen. Die Weiber tragen sich den Männern gleich, das Haar sorgsam an den Kopf gelegt. Ja es kommt vor, daß sie die Pelzmützen sich an den Kopf ankleben.

Ihre Sprache unterſcheidet ſich wenig von der der übrigen mongoliſchen Stämme. Sie ſind Buddhiſten. Ihre Wohnung iſt die mongoliſche Filzjurte. Dieſe Jurten ſtehen einzeln verſtreut, zuweilen auch mehrere zuſammen, bilden aber niemals einen Aul, wie es z. B. bei den Kirgiſen üblich iſt. Die Torgoten ſind Nomaden und ernähren ſich von der Viehzucht. Ackerbau treiben ſie nur in einzelnen Fällen.

Zweites Kapitel.

Vom Altai zum Tjan-schan.

Die dsungarische Wüste. — Ihre Höhe. — Der Löß. — Bewässerung — Klima. — Stürme — Flora. — Fauna. — Das wilde Pferd — Das wilde Kamel. — Die Gebirge Chan-tschrè und Kuku-tschrè — Allgemeiner Wüstencharakter. — Die Vorberge des Tjan-schan. — Schwierigkeiten mit den Führern. — Ankunft in der Ebene von Barkul.

Die große Fläche, welche sich zwischen dem Altai und dem Tjan-schan erstreckt, wird mit dem allgemeinen Namen der dsungarischen Wüste bezeichnet. Ihre Ausdehnung wird im Westen vom Saurn und den wilden Gebirgszügen, welche den Tarabaga-tai und den Tjan-schan verbinden, als Semis-tai, Dshair, Maili und Urkushar beschränkt, während sie sich im Osten zwischen dem Altai und Tjan-schan ausbreitet bis zu dem Punkt, wo sie sich mit der Wüste Gobi vereinigt. Diese Vereinigung existierte eben zu der Zeit, da die Wüste Gobi noch vom Meer bedeckt war. Die Chinesen erzählen davon unter der Bezeichnung Chan-chai. Die dsungarische Wüste bildete sichtlich nur einen Meerbusen dieses Meeres. Nachdem nun in einer späteren geologischen Zeitperiode das Meer zurücktrat, entstand diese wasserlose, unfruchtbare Wüste, die zu den wildesten und traurigsten Gegenden von ganz Centralasien gehört. Im Westen und Norden wird die Ebene durch kleine Hügelreihen unterbrochen. Das ganze Terrain ist wellenförmig, nach Osten zu dagegen gebirgig. Die Höhe der Ebene der Diagonale nach, vom Saurugebirge bis nach Gutschen, übersteigt nie 730 Meter. Während sie im nördlichen Teil 630 Meter beträgt, fällt sie im südlichen Teil bis auf 540

Meter herab. Gutschen selbst liegt am nördlichen Fuß des Tjan-schan in einer Höhe von 690 Meter. Die Route vom Urungu nach Gutschen an dem Brunnen von Kaitsche vorbei, erhebt sich auch in ihrem südlichen Teil bis auf 630 Meter; der tiefste Punkt der dsungarischen Wüste, ja von ganz Centralasien, ist der Ebi-noor mit nur 210 Meter abs. Höhe.

Im Norden und Osten besteht der Wüstenboden aus Kies und Steingeröll der umliegenden Berge. Im Süden, namentlich am Ajar-noor, findet sich salzhaltiger Triebsand. Im Norden und Nordwesten dagegen herrscht Löß vor.

Dieser Löß*) ist eine Bodenart, die in ganz Centralasien vorkommt. Die Chinesen nennen ihn Kuang-tu. Er besteht aus feinkörnigem Thon, Sand und kohlensaurem Kalk. Der Löß ist sehr porös, ja wie mit Röhrchen durchzogen, die teils mit Kalk angefüllt sind, teils Überreste von verwesten Pflanzen umschließen. Die Masse ist graurot — auch gelblich, weiß. Trotzdem, daß der Löß in trockenem Zustand so weich ist, daß er sich zwischen den Fingern leicht zerbröckeln läßt und ebenso dem Wasser, dem Sturme wie anderen atmosphärischen Einflüssen unterworfen ist, so verhärtet er sich durch den sich ihm beigesellenden Kalk in einer solchen Weise, daß er mehrere 100 Fuß hohe Klötze in Form eines Parallelepipedons mit vertikalen Abwandungen bildet. Diese Form ist ein Charakteristikum des Löß. Merkwürdigerweise finden sich in ihm wohl Reste antediluvianischer Fauna, niemals aber der Meeresfauna vor. Über die Entstehung des Löß sind die Meinungen verschieden, allein eines ist glaubhaft, nämlich, daß derjenige, der in den Bassins entsteht, sich aus den Niederschlägen des atmosphärischen Staubes, wie solcher in hochgradigem Maßstab in Centralasien vorkommt, bildet. Diese Staubniederschläge werden, ehe sie niederfallen, durch die Luft ausgetrocknet und bilden dadurch, daß sie sich wieder mit Wasser verbinden, einen Löß.

Wir unterscheiden zweierlei Arten, einen Landlöß und einen Seelöß; letzterer unterscheidet sich von dem erstern durch größere Weiße, mehr Salzgehalt, Ausschluß von Kiesel und Sand und den Mangel an Porosität.

*) Der erste Löß wurde im Rhein gefunden. Englische Geologen haben ihn in China entdeckt. Baron Richthofen spricht von seinen Lößuntersuchungen in seinem Werk „China".

Eine seiner Eigenschaften ist seine ungewöhnliche Fruchtbarkeit. Man benützt ihn daher in Central- und Ostasien sowie in China als Gartenerde. Zugleich wird er auch wegen seiner Bindefähigkeit und, wenn er an der Sonne ausgetrocknet ist, wegen seiner Härte, zum Bauen verwendet.

An den Südostgrenzen Asiens, sowie in Westchina finden sich Lößlager von 600 Meter*) vertikaler Durchschnittshöhe, während in der Wüste Gobi derartige Lößlager sich gar nicht vorfinden und überhaupt der dortige Löß in großer Prozentzahl Sand und Steingeröll der umliegenden Berge umschließt. In der Wüste Gobi tritt der Löß weniger selbständig auf, sondern dient mehr dazu, die Gebirgsschluchten auszufüllen und den einförmigen Charakter der ganzen Gegend zu erhöhen.

Die dsungarische Wüste ist an Bewässerung sehr arm. Im Norden fließt der Urungu, im Süden einige Gebirgsflüsse, die jedoch nur ihren schmalen Uferrand und ihr Mündungsgebiet befruchten. In den Ajar-noor wie in den Ebi-noor münden mehrere Flüsse, die besonders durch den südlichen Teil der Wüste laufen. Der Ulungursee gehört ebenfalls mit in das Wüstengebiet. Auch müssen noch der Orchu-noor sowie einige kleinere Salzseen erwähnt werden. Die wenigen Quellen, die man antrifft, sind meistens salzhaltig. Brunnen sind noch seltener. Nur während der kurzen Sommerzeit füllen sich durch das Schmelzen der gewaltigen Schneemassen die seichten Flußbetten und Kalkbecken mit dem wohlthätigen Wasser aus, um nur zu rasch wieder zu verdunsten.

Das Klima ist sehr ungünstig. Schroffer Temperaturwechsel, Trockenheit der Luft, heftige Stürme sind für das centralasiatische Plateau charakteristisch. Da genaue meteorologische Beobachtungen noch nicht über die dsungarische Wüste aufgenommen sind, so beschränken sich meine Angaben auf die Erfahrungen, die wir während unserer Aufenthalte daselbst, im Oktober, November bis Mitte Dezember 1877 und hierauf im April bis Mitte Mai 1879, sammelten, sowie auf die Berichte der dortigen Eingeborenen. Der Frühherbst ist für ganz Centralasien die angenehmste Jahreszeit.

*) Der Österreicher Kreitner beschreibt in seinem Reisewerk „Im fernen Osten", Wien 1881, Verlag v. A. Hölder, Pag. 487—96 noch viel bedeutendere Lößlager. Anm. d. Übers.

Das Wetter ist dann meistens gleichmäßig gut, die Temperatur eine mittlere. So erlebten wir während des Oktobers 1877 nur zwei trübe Tage, zwei Stürme, einmal Regen und viermal Schnee. Der Maximalthermometerstand betrug zur Mittagszeit bis zum 11. Oktober + 15° im Schatten. Am Abend des 23. Oktober, als am Tag vor dem ersten Schneefall, sank das Thermometer plötzlich bis auf — 23°. Im November war der Minimalstand*) bei Sonnenaufgang — 26,2°. Zwischen dem 5—10. Dezember hatten wir 5 Tage, an welchen das Quecksilber zur Nachtzeit gefror. Das Thermometer sank**) — 40°. Wir befanden uns damals 750 Meter hoch unter dem 46. nördlichen Breitengrade. Wir hatten im November keinen Sturm, dafür neunmal Schnee; im Dezember zweimal Sturm und nur viermal Schnee. Während im Süden der Schnee so schwach fällt, daß er kaum den Boden bedeckt, steigt seine Höhe in der Nähe des Saurugebirges auf 3—5 Centimeter, ja an manchen Orten bis auf 60—90 Centimeter. Im ganzen haben die atmosphärischen Verhältnisse dieser Gegend sehr viel Ähnlichkeit mit denen von Südsibirien. Die Kirgisen erzählten, daß im Sommer Regen keine Seltenheit sei.

Das Frühjahr tritt bald ein. Die Sonne ist schon im Februar ziemlich heiß. Die Maximaltemperatur war im April in der Mittagsstunde + 27,2°, nichtsdestoweniger fiel in den letzten Tagen des Aprils Schnee und das Thermometer sank wieder auf — 7,8°. Wir befanden uns damals am Gaschun-noor 1170 Meter hoch. So erlebten wir am 8. April am Urungu zu Mittag + 22,5° und die folgende Nacht — Frost. In der ersten Hälfte des Mais waren wir an einem östlichen, viel höheren Punkt der Wüste; wir hatten dreimal nachts Frost mit — 2,5° und mittags + 7,7°.

Zu diesem schroffen Temperaturwechsel steht in gleichem Verhältnis die große Trockenheit der Luft. Trotzdem, daß es im April 9 und in der ersten Hälfte des Mais 3 Regentage gab, so zeigte die Atmosphäre doch nur vorübergehende Feuchtigkeit***). Der Him-

*) Der Temperaturstand wurde bei meinen drei Reisen nach Centralasien täglich bei Sonnenaufgang und -untergang aufgenommen

**) Leider führte ich kein Weingeistthermometer. Die Quecksilbersäule gefror abends und morgens um 7 Uhr.

***) Während des Aprils zeigte das Psychrometer nur selten 10° Feuchtigkeit an.

mel ist fast immer klar. Wir hatten während des Aprils 9, während des Mais 6 bewölkte Tage.

Das Charakteristischte der Frühjahrszeit sind die heftigen West- und Nordweststürme. Der Sturm erhebt sich meistens gegen 9—10 Uhr vormittags, selten in den Mittagsstunden, niemals während der Nacht, und hört mit Sonnenuntergang plötzlich auf. Diese Stürme sind von solcher Heftigkeit, daß die Sonne durch die aufgescheuchten Staub- und Sandmassen verdunkelt wird. Wir erlebten während des Aprils 10, während der ersten Hälfte des Mais 7 solcher Stürme. Der Umstand, daß die Stürme nur im Winter und Frühjahr, stets am Tage, und hauptsächlich in Centralasien stattfinden, lassen schließen, daß ganz bestimmte Luft- wie Territorialverhältnisse die Hauptursachen davon sind.

Es ist bekannt, daß im Winter in Folge der Kälte und der schweren Luft der Barometerstand*) in der Mongolei und in Ostsibirien ein sehr hoher ist, und daß im Gegensatz dazu in der gleichen Zeit der Luftdruck an den Küsten von Ost- und Südasien ein bedeutend geringerer ist. Im Sommer tritt das Gegenteil ein, alsdann wird in der Mongolei die Luft infolge der stark erhitzten Wüsten leichter, während an den Küsten durch die Nähe des Meeres die Hitze abgeschwächt wird und daher die Luft eine schwerere bleibt. Folge davon ist, daß, um das atmosphärische Gleichgewicht herzustellen, die kältere schwerere Luftströmung mit der heißeren leichteren im Kampfe liegt und die Herrschaft über sie davonträgt, also daß zur Winterszeit im Innern Asiens die Nord- und Nordweststürme, im Sommer dagegen die Süd- und Südostwinde wehen. Die ersteren bringen Trockenheit und Klarheit, die zweiten dagegen Wolken und Regen. Diese Luftströmungen und atmosphärischen Verhältnisse beherrschen Asien von Cochinchina an bis zum ochotskischen Meere.

Als Beweise für diese Behauptung mögen folgende Beobachtungen dienen. Die Stürme treten ein, sobald die Sonne schon eine gewisse Höhe erreicht und die Wirkung ihrer Strahlen auf die Atmosphäre eingetreten ist. Die Stürme treten nie bei be-

*) Z. B. zeigt zur Winterszeit das Barometer in Ostsibirien bei einer mit dem Meeresspiegel übereinstimmenden Höhe 778 Millimeter an.

wölktem Himmel, nie in der Nacht*) auf und brechen mit Sonnenuntergang schroff ab. Je höher die Sonne steigt, desto höher steigt die Gewalt des Sturmes, so daß man erkennen muß, daß das Steigen des Sturmes mit der Differenz der Temperatur, mit dem Wechsel der Nachtkälte und der Tagesglut eng zusammenhängt.

Die Vegetation ist in der dsungarischen Wüste sehr arm. Der Sand, das Geröll und der mit Kiesel gemischte Thon hat geringe Nahrung für die Pflanzenwelt. Da, wo sich Salz zeigt, sieht es noch trostloser aus. Bäume giebt es nirgends, nur etwas kümmerliches Strauchwerk, als der Saxaulstrauch, Halochylon ammodendron, Ephedra, Reaumuria songarica begnügt sich mit dem steinigen Boden. Letzteres wächst ausschließlich auf Lößboden, die beiden ersteren dagegen auf Sandboden. Auf diesem wachsen, wenn auch nur vereinzelt, die Salzpflanzen Nitraria Schoberi, (Charmyk) Caragana pygmala, ferner Zygophyllum xanthoxylon, Atraphaxis compacta. Auch unter dem Gras herrscht die Salzflora, wie Kalidium, Suaeda ꝛc., vor. An den seltenen Quellen wächst das Dyrisun. Im Frühjahr sproßt ärmlich Zygophyllum macropterum, Phelipaea salsa, Cynomarium coccineum, Rheum leucorrhizum und die kleine Tulipa uniflora hervor. Diese kleine Tulpe erscheint dem Reisenden wie ein greller Widerspruch in dieser sonst so öden Gegend.

Die beiden Pflanzen, welche eine Eigentümlichkeit von Centralasien bilden, indem sie in der ganzen Strecke von China bis zum kaspischen Meer vorkommen, sind der Saxaulstrauch und Dyrisun. Beide Pflanzen sind für diese Länder von großem Wert und werde ich sie darum näher beschreiben.

Der Saxaulstrauch (Halochylon ammodendron) hat blätterlose, dem Schachtelhalm ähnliche, vertikal abstehende Zweige. Die Mongolen nennen ihn Sak, seiner Gestalt nach ist er baumartig, er erreicht eine Höhe von 360 Centimeter. Sein Stamm ist unmittelbar über der Wurzel 15—23 Centimeter stark. Am üppigsten wächst der Saxaulstrauch an den Nordabhängen des Ala-schan. Der Anblick des Saxaulstrauches ist selbst in den öden Wüstengegenden kein erfreulicher. Er steht meistens in

*) Nur in Tibet erheben sich auch nachmittags die Stürme; die Erklärung dazu folgt im 9. Kapitel.

Reihen auf Hügeln. Seine blätterlosen Zweige geben kaum etwas Schatten.

Für die dortigen Nomadenvölker ist der Strauch eines der wertvollsten Gewächse, indem er ihnen zu Brennmaterial und zu Nahrung für die Kamele dient. Das Holz ist sehr schwer und fest, dabei so spröde, daß oft ein Axtschlag genügt, um selbst den dicksten Stamm zu zersplittern. Trotz seiner langen Zweige ist der Saxaulstrauch daher als Bauholz unbrauchbar. Seine Rinde ist ungemein saftreich; trotzdem brennt auch das frische Reis gut. Es hitzt ungemein und glimmt lange nach. Der Saxaulstrauch hat im Mai kleine gelbliche Blütchen. Der Same fällt im September aus, er ist klein, flach, von grauer Farbe und hängt sehr dicht an den Zweigen.

Man begegnet dem Saxaulstrauch in ganz Centralasien und zwar von 47 1/4° nördl. Br. an (z. B. am Ulungursee) bis zu 63 1/2° nördlicher Breite, wo wir ihn bei einer Höhe von 4000 Metern noch antrafen. Er kommt am meisten am Ala-schan, in der Wüste Gobi, in der Dsungarei und in Turkestan vor. In Tibet erscheint er nur vereinzelt. Merkwürdigerweise kommt er gar nicht am Lob-noor vor, trotzdem die dortigen Bodenverhältnisse ganz den Bedürfnissen des Saxaulstrauches entsprechen.

Dieses Strauchwerk bildet in der Wüste zuweilen ein dickichtartiges Gebüsch und dient dann den Wölfen und Füchsen zum Aufenthalt. Die Antilope subgutturosa, das wilde Kamel, der dsungarische Hase fressen mit besonderer Vorliebe von diesem Strauch. Unzählige Wüstenmäuse, Meriones, hausen unter ihm und finden in seinem Saft den Ersatz für Wasser.

Die andere für die Wüstenbewohner so wichtige Pflanze ist das Dyrisun, Lasiagrostis splendens. Es gehört zu den Grasgattungen, erreicht aber die kolossale Höhe von 210—270 Centimetern. Gleich dem Saxaulstrauch wächst es in ganz Centralasien, man findet es vom 36° n. Br. an bis zum 48° nördl. Breite; sogar bei einer absoluten Höhe von 3900 Metern. Das Dyrisun kommt am häufigsten in Ordos, namentlich in den Gegenden am gelben Fluß vor; am Kuku-noor und in Zaidam nur sporadisch. In Tangut, Gan-su und Nord-Tibet gar nicht. Es wächst am besten auf salzhaltigem Thonboden. Jeder Grasstock nimmt einen Erdhaufen von 30—90 Centimetern im Durchmesser ein. Ein aus-

gewachsener Mann kann, wenn er in eine mit Dyrisun bewachsene Fläche gerät, nicht über dasselbe hinaussehen und verrirt sich dann leicht. Die Farbe ist grünlich grau, seine lange Blütenfahne oder Rute dagegen etwas bräunlich. Die Dyrisunflächen werden von Wölfen, Füchsen, Dachsen ꝛc. gerne als Lagerplätze benutzt, desgleichen nisten Fasanen, Wachteln, Lerchen, Rebhühner viel in ihnen. Dem Kirgisen gilt das Dyrisun als wertvolles Futter für sein Vieh. Die Chinesen flechten daraus Sommerhüte und Matten; die Kirgisen drehen sich daraus Stricke, mit denen sie ihre Filzjurten befestigen.

Die Fauna ist gerade so dürftig wie die Flora. Wir sind in der Dsungarei nur 27 Säugetiergattungen begegnet. Die charakteristischten sind die nur selten vorkommende Antilope, Antilope subgutturosa und Antilope saiga, das wilde Kamel, Camelus bactrianus ferus, dann drei Einhufer, als der Halbesel, Asinus hemionus, Kulang, Asinus opager, und das wilde Pferd, Equus Prschewalskii n. sp.

Dagegen zählten wir an 160 Vögelgattungen, die in den dortigen Gegenden einheimisch sind. Die meisten Vögelarten trafen wir auf den Bergen, am Ulungursee und am Urungu an. In der Wüste selbst fanden wir vielleicht zehn Gattungen, die dort nisten und brüten. Am meisten kamen vor die charakteristischen Wüstenvögel, die sogenannten Einsiedler, Syrrhaptes paradoxus, dann Podoces Hendersoni, Erythrospiza mongolica, Corvus corax, Otocoris albigula; Athene plumipes und Passer ammodendri begegneten wir selten.

Die meisten dieser Vögel leben scharenweise zusammen und halten sich vorzugsweise an Stellen auf, wo sie Wasser finden. Das Innere der Wüste ist wegen seiner Wasser- und Fruchtlosigkeit für diese Scharen von Vögeln kaum zu passieren. Sie halten sich daher meistens an den Bergen auf. Die Strichvögel wie die Schwäne und Kraniche halten bei ihren Wanderungen ganz bestimmte Wege ein, und sind Vögelzüge im Inneren der Wüste wie am Lob-noor eine große Seltenheit, während man denselben am Saisansee und Ulungursee sehr häufig begegnet.

Das wilde Pferd wurde erst kürzlich von unserem Zoologen J. S. Poliakow, der ihm auch meinen Namen Equus Prsche-

Das wilde Pferd, Equus Przewalskii.

walskii verliehen hat, beschrieben. Es ist seinen äußeren Eigenschaften nach ein Mittelding zwischen Esel und Pferd, wird aber, da es noch mehr dem letzteren zuneigt, zu dessen Gattung gezählt.

Dieses Tier, von den Kirgisen Kertag, von den Mongolen Taki genannt, ist von kleiner Statur*); der Kopf verhältnismäßig groß, die Ohren kleiner als die des Esels; die Mähne kurz, aufrechtstehend, ohne Schopf und von dunkelbrauner Farbe. Der Schweif ist in der oberen Hälfte zottig, in der unteren Hälfte dagegen wie beim Pferd mit langen dünnen schwarzen Haaren bewachsen. Die Farbe des Körpers ist weißlichgrau, die der unteren Bauchwand weißlich, der Kopf rötlich, das Maul weiß. Der Winterpelz ist wollig. Die Beine sind auffallend dick, in der oberen Hälfte weißlich, nach den Knieen zu rötlich, bis zu den Hufen herunter schwarz werdend, die Hinterbeine weißlich. Die Hufe sind breit und rund.

Diese Tiergattung hält sich meistens in Herden von 5—15 Exemplaren, angeführt von einem alten Hengst, auf. Offenbar besteht die übrige Herde nur aus Stuten, die alle zu dem einen Hengst gehören. Es sind muntere Tierchen, sehr scheu, mit scharfem Geruch, Gehör und Auge bewaffnet. Sie halten sich vorzugsweise in den wildesten Gegenden auf und sind sehr schwer zu beschleichen. Sie scheinen besonders die salzhaltigen Gründe zu lieben und lange ohne Wasser aushalten zu können.

Die Jagd auf sie kann nur im Winter stattfinden, da der Jäger die wasserlosen Gegenden aufsuchen und daher den Schneefall, der ihm das Wasser ersetzt, abwarten muß. Man denke sich nun eine derartige Jagd, die, bei der starken Winterkälte in der tiefsten Wüstenei, ohne Wasser, wegen der Beschwerlichkeit des Weges mindestens einen Monat Zeit in Anspruch nimmt. Ich begegnete während meines ganzen dortigen Aufenthaltes nur zwei Herden. Mein Gefährte und ich schossen auf die Herde, doch erfolglos. Mit hocherhobenem Schweif und gebeugtem Kopf stürmte der Hengst vorneweg und die ganze Herde

*) Das einzige Exemplar in Europa befindet sich im Museum der wissenschaftlichen Akademie in Petersburg.

hinterdrein. Wir konnten sie nicht verfolgen, da wir sofort ihre Spur verloren. *Ein anderes Mal gelang es mir, mich von der Seite anzupirschen; da gewahrte mich eines der Tiere, dem Sturmwind gleich brausten sie davon und waren verschwunden. Das Merkwürdigste ist, daß dieses wilde Pferd, außer in den wildesten* Teilen der centralasiatischen Wüste, noch nirgends angetroffen worden ist.

Das Gegenstück zu diesem wilden Pferd in Centralasien bildet das bis jetzt noch unbekannt gewesene wilde Kamel, Camelus bactrianus ferus. Es lebt ebenfalls in der centralasiatischen Wüste. Schon Marco Polo sowie alte chinesische Chroniken erzählen von ihm; doch wurde es immer in das Reich der Sage verlegt, da keiner unserer Asienforscher das Tier selbst erblickt haben wollte, daher alle unsere Zoologen das wilde Kamel nicht für eine besondere Gattung, sondern die in der Wildnis vorkommenden entweder für entlaufene Kamele oder für solche, die von den Buddhisten zu einer rituellen Feier in die Wildnis gejagt waren, ansahen. Pallas ist der Erste, welcher eine besondere wilde Kamelrasse annimmt.

Auf meiner Expedition an den Lob-noor hatte ich Gelegenheit, die Existenz dieser wilden Gattung nach eingehender Beobachtung feststellen zu können. Ich beschrieb seine Lebensweise und sein Äußeres schon in meiner Reise an den Lob-noor*).

Nach der Ansicht des Herrn Poliakow, der eingehendere Untersuchungen über die Unterschiede des wilden und des zahmen Kamels anstellte, hat das wilde Kamel

1. bedeutend kleinere Höcker als das zahme Kamel,
2. Schwielen an den Vorderknieen,
3. einen etwas anderen Schädel.

Allerdings können diese Erscheinungen durch die Nahrungs- und klimatischen Verhältnisse erklärt werden. Da ich jedoch schon eine eingehende Beschreibung über diese Kamelgattung geliefert habe, so begnüge ich mich, hier darauf zu verweisen und füge nur hinzu, daß der Rayon, in welchem das wilde Kamel vorkommt, sich von Tarim, Lob-noor, Chami bis zu dem südlichen Teil der

*) Von Kuldschi nach Tjan-schan und an den Lob-noor. Pag. 30—41.

Djungarei, von Gutſchen und Manas über Tibet bis nach dem Nordweſten von Zaidæm erſtreckt.

Nach dieſen Abſchweifungen kehre ich zu unſerer Marſchroute zurück. Nachdem wir vier Tage am Gaſchum-noor verweilt hatten, nahmen wir einen Torgoten zum Führer an und entließen den Kirgiſen Mirſaſch, der von hier aus des weiteren Weges unkundig war. Am 2. Mai a. St. machten wir uns mit dem neuen Führer auf den Weg nach Barkul. Vor uns lag die endloſe Ebene, die im Süden durch das Baitykgebirge (deſſen öſtliche Ausläufer die Namen Chaptyk und Barlyk tragen), im Weſten durch das niedrige Kutusgebirge begrenzt wird.

Von der Quelle Xoluſutai-bulyk aus erſtreckt ſich 79 Kilometer weit eine waſſerloſe Fläche. Wir verſahen uns möglichſt mit Waſſer, verließen unſer Biwak erſt nachmittags und legten den dritten Teil dieſer Strecke zurück, den anderen Tag überwanden wir die zwei anderen Dritteile und erreichten tief erſchöpft die Quelle Xyltyg am Fuße des Baytuk-bogda, wo wir unſer Lager aufſchlugen.

Es war eine troſtloſe Gegend, die wir durchzogen. Der ſalzhaltige Thonboden erzeugte nur wenig Vegetation und auch dieſe war, trotzdem man ſchon im Mai war, noch zurück. Wir begegneten nur einigen Antilopen und ſahen aus weiter Ferne eine kleine Herde wilder Pferde.

An Vögeln begegneten wir Pastor roseus (Staramſel) und Aegithalus pendulinus (Beutelmeiſe).

Wir raſteten einen Tag an der Xyltygquelle. Hier fanden wir mehr Vögelgattungen, z. B. Erythrospiza mongolica, Saxicola atrogularis, Corydalla Richardii ꝛc., von denen wir einige für unſere Sammlung erlegten. Die Temperatur war am Tag $+27{,}0^{0}$ im Schatten, fiel dagegen nachts bis auf $-2{,}5^{0}$. Dazu hatten wir faſt täglich Stürme, die ſolche Maſſen von Sand und Staub aufwirbelten, daß ſich Tier und Menſchen, um ſich dagegen zu ſchützen, platt auf die Erde, das Geſicht in den Boden gedrückt, legen mußten. Man denke ſich, mit welchen Schwierigkeiten wir hier zu kämpfen hatten.

Der Weg wurde etwas beſſer, als wir die Gebirgskette des Charaſychrè und des Kuku-ſychrè erreichten. Die nördlichen Abhänge

sind unbewachsen, dagegen erfreuen sich die Südabhänge einer etwas reichlicheren Vegetation.

Es gedeiht hier in ziemlicher Üppigkeit **Caragana pygmaea** (Schwarzohrstrauch, einer kleinen Robinie ähnlich), das gelbblühende **Zygophyllum xanthaxylon** (Jochblatt), **Tragopogon ruber** (roter Bocksbart), **Potentilla bifurca** (Fingerkraut), **Iris tenuifolia** (Schwertlilienart), **Euphorbia subcordata** (Art Wolfsmilch), **Dontostemon perennis** (dem Löwenmaul ähnlich), **Allium sp.** (Lauch), **Festuca sp.** (Schwingel).

Der höchste der hiesigen Berge ist 1500 m hoch. Die Existenz einer Quelle zeigt sich schon aus einiger Entfernung; denn eine Fläche von vielleicht 16 qm ist dann mit Dyrisun, Schilf, Tamariskenbüschen bedeckt und bietet den wenigen dortigen Vögeln einen willkommenen Aufenthalt. An solchen Plätzen fanden wir verschiedene Entenarten, auch zuweilen **Casarca rutila** vor.

Kaum ein Vogelruf unterbricht die über die Einöde gelagerte Stille. Wie eine flüchtige Erscheinung tauchen hie und da wilde Pferde oder Kulang auf, um beim Erblicken einer Karawane in wilder Flucht zu verschwinden. Alles flieht diese trostlose Öde und die wenigen Kirgisen und Torgoten halten sich an den Nordgrenzen auf, wo die Gebirgsabhänge doch etwas mehr Futter hervorbringen

Zwei Tagemärsche vom Kuku-sychrè entfernt, beginnen die Vorberge des Tjan-schan, die hier noch keinen allgemeinen Namen haben. Die hiesige Gegend trägt keinen Gebirgscharakter. Es ist ein ca. 1800 m hohes Plateau, auf welchem sich hie und da einzelne, verhältnismäßig niedrige Berge erheben. Das Gebirge wird erst später wilder. Die Einförmigkeit der Gegend wird nur durch Schluchten und Thäler unterbrochen. Die Abhänge sind grasreich, Quellen häufig, Wermut, auch Dyrisun, **Geranium pseudosibiricum**, **Fumaria officinalis**, **Nonnea caspia** ꝛc., sowie die Straucharten **Juniperus Sabina** (Wachholder), **Spiraea hypericifolia** (Spiräenart), **Lonicera microphylla Sieversiana** (Geisblatt), **Caragana tragacanthoides** u. a. m. kommen hier teils selten, teils oft, immer aber mit kräftigem Wachstum vor. Die Flora ist hier überhaupt mannigfaltig, denn während bis wir jetzt nur 52 Pflanzen für unser Herbarium gesammelt hatten, trug uns unsere eintägige hiesige Ernte 32 verschiedene Pflanzenarten ein.

Von Säugetieren gab es viele Ovis Heinsii (Argali), Mustela foina (Steinmarder), Füchse, Kulang und Antilope subgutturosa. An Vögeln trafen wir Emberiza mongolica (Ammer), die schönsingende Saxicola isabellina (Grasmücke), ferner Petrocincla saxatilis, Montifringilla leucura, Erythropica mongolica an.

An den Quellen fanden wir ackerbautreibende Chinesen, doch trotz der schönen Weideplätze keine Nomaden.

Unser torgotischer Führer hatte bis jetzt eine absolute Unkenntnis des Terrains bewiesen, allein von dem Augenblick an, da wir ins Gebirge kamen, wurde es noch toller. Er führte uns kreuz und quer von einer Schlucht in die andere. Ich mußte nun die Führung selbst übernehmen. Der Reisende kann sich in Centralasien nur sehr selten einen zuverlässigen Führer verschaffen, denn entweder ist derselbe ein Spitzbube oder ein Dummkopf. Man kann sich in nichts auf diese Kerle verlassen. Fragt man sie über die Grenzverhältnisse, über die Landeseinwohner u. s. w., so erhält man unter zehn Fragen neun falsche Antworten; dieses geschieht teils aus Dummheit, teils aus Verschlagenheit.

Man kommt bei solchen Nachforschungen zu ganz falschen Resultaten und der Erfolg einer derartigen Unterredung besteht meistens in so unsinnigen Behauptungen, daß man keinerlei Nutzen daraus ziehen kann. Um mit den eingeborenen Führern wie den übrigen Einwohnern fertig zu werden, muß man stets mit Härte vorgehen. Nach vieljähriger Erfahrung bin ich zu der Überzeugung gekommen, daß der Asiate nur durch die Furcht vor der größeren Macht im Zaum gehalten werden kann. Der Reisende kann sich darin nicht genug vorsehen. Die kleinste Nachgiebigkeit, die geringste Unentschlossenheit gegenüber einem Eingeborenen schädigt ihn. Je strenger, unnachsichtlicher, härter der Reisende ist, mit desto größerer Furcht und Achtung wird er vom Asiaten behandelt.

Nachdem wir uns unseres Führers entledigt hatten, mußten wir uns bei den Chinesen nach dem fahrbaren Weg, der von Gutschen nach Barkul führt, erkundigen und ihn, auf uns allein angewiesen, einschlagen. Natürlich mußten wir, um uns nicht zu verirren, die angegebene Route möglichst einhalten. Der Weg

führte an den nördlichen unteren Abhängen entlang. Schon von weitem schimmerte uns der Schnee entgegen. Hier wurden die Quellen seltener und die Vegetation infolge dessen wieder sehr arm. Endlich, am 18. Mai, erreichte unsere Karawane eine große Ebene. Wir schlugen unser Lager in der Nähe des chinesischen Dorfes Santo-yausa ca. 22 km von Barkul entfernt auf.

Drittes Kapitel.

Von Barkul bis Chami.

Unſer Lagerleben. — Nacht. — Aufbruch. — Marſch. — Biwak. — Die Ebene Barkul — Barkul. — Fortſetzung des Marſches. — Tjan-ſchan. — Baumſchlag. — Flora. — Fauna. — Südſeite des Tjan-ſchan. — Der Weg bis Chami.

Dieſes Kapitel ſoll unſer tägliches Leben auf der Reiſe beſchreiben und dem Leſer einen Begriff von der Einförmigkeit eines derartigen Karawanenlebens geben. Iſt erſt für den Neuling das Ungewohnte Gewohnheit geworden, ſo geht ihm ein Tag wie der andere dahin, mag er ſich in der Wüſte oder auf dem Tjan-ſchan, am Kuku-noor oder am gelben Fluß befinden. Der Leſer begleite mich jetzt in unſer Biwak und verlebe 24 Stunden mit uns, damit er einen Einblick in unſer dortiges Leben gewinne.

Es iſt Nacht — die Karawane hat eine kleine Quelle in der Wüſte erreicht. Zwei Zelte, nicht weit von einander, ſind aufgeſchlagen. Zwiſchen ihnen liegt das aufgeſtapelte Gepäck, vor uns die Kamele und einige aneinander gekoppelte Schafe; nicht weit davon die Pferde. Die Hitze des Tages iſt vorbei; alles atmet leichter, man hört das Schnauben der Pferde, das tiefe Atmen der Kamele, das Sich-zuweilen-herumwälzen eines der ermüdeten Schläfer.

In der hellen, trocknen Atmoſphäre erglänzen zahlloſe Sterne, die Milchſtraße ergießt ihr phosphoreszierendes Licht; hie und da leuchtet eine Sternſchnuppe auf und verſchwindet ſpurlos am weiten Horizont. Ringsum die wilde, endloſe Wüſte. Kein Ton unterbricht die nächtliche Stille — kein lebendes Weſen zeigt ſich auf dieſer grenzenloſen Ebene.

Aber der Himmel rötet ſich im Oſten. Der Koſake, der den

Dienst hat, erhebt sich; er stellt vor allen Dingen das Thermometer*) auf; dann macht er Feuer und kocht den Thee. Ist alles bereit, so stehen auch die übrigen Kosaken und wir auf. Bei der herrschenden Morgenkühle erwärmt uns der heiße Thee rasch. Unser Frühstück besteht meistens aus Fleischresten oder übriggebliebenem Fladen. Die Kosaken essen zu ihrem Thee Dsamba; jeder weiß, daß er vor dem nächsten Biwak nichts wieder zu essen erhält. Jetzt werden die Kamele aufgezäumt, die Küchengeräte eingepackt, die Zelte abgebrochen und in ihre Filzfutterale gesteckt. Ist alles verladen und wir, die Offiziere und ich haben dabei ein tüchtiges Stück Arbeit geleistet, so besteigen wir unsere Pferde, die Kosaken löschen das Feuer, stecken ihre Pfeifen in Brand, sitzen auf und die Karawane beginnt ihren Marsch.

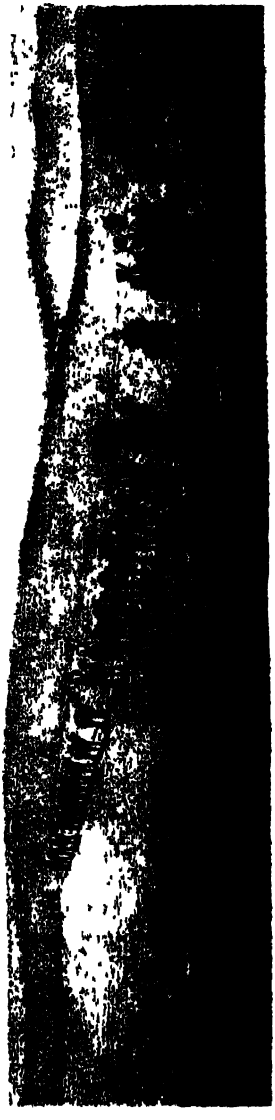
Der Aufbruch findet gewöhnlich erst nach Sonnenaufgang statt. Der einfache Tagesmarsch beträgt meistens 26,6 km. Man rechnet, daß ein Kamel auf ebenem Weg bei einer Last von 200 kg $4\frac{1}{2}$ Werst = 4,75 km in der Stunde zurücklegt; so daß, wenn keinerlei Hindernisse eintreten, man 6—7 Stunden von einem Biwak zum andern marschieren läßt. Allein häufig kommen unvorhergesehene Aufenthalte infolge von Messungen oder irgend einer derartigen Untersuchung vor und der Marsch wird unterbrochen. Jeder von uns führt ein kleines Notizbuch bei sich, in welches er solche Untersuchungen, sowie alles, was ihm bemerkenswert erscheint, kurz notiert, sowie etwaige Aufnahmen einzeichnet. Im Biwak angekommen, werden diese Notizen in die Tagebücher, wenn nötig, ausführlicher eingeschrieben, und die Aufnahmen auf ein reines Planschet übertragen. Die unterwegs gesammelten Pflanzen fügen wir dann sofort unseren Sammlungen ein. Was das Jagen auf dem Marsch anbelangt, so beschränkten wir es auf besonders interessante Tiere und ließen uns nur selten zur Verfolgung von Antilopen verleiten. Gewöhnlich verliefen die ersten zehn Werst ganz ruhig; erst in der zweiten Hälfte des Weges, wenn Ermüdung sich einstellte und man von der größeren Hitze erschlafft, oder von dem herannahenden Sturm benommen wird, alsdann verstummt das Gespräch, die Tiere schreiten apathisch ihres

*) Wir bedienten uns zu Nacht- und Frühmessungen des Minimalthermometers.

Wegs und immer wieder ertönt die Frage an den wortkargen Führer, wie weit es noch bis zum Lagerplatz sei.

Endlich — endlich zeigt sich dem müden Auge aus weiter Ferne die erwünschte Quelle, an der noch die Spuren des letzten mongolischen Lagers sichtbar sind. Die ganze Karawane eilt nun mit frischer Kraft vorwärts. Die Kamele schreiten rascher aus, die Hunde stürzen sich mit frohlockendem Geheul auf das ersehnte Wasser; unsere Pferde fallen in Trab und ich suche den Biwakplatz aus. Die Auswahl ist meist klein und man muß sich begnügen, den Platz, der am wenigsten Steine und vielleicht etwas Gras für die Pferde hat, zu nehmen. In wenig Augenblicken ist die ganze Karawane an der Quelle. Die Kamele werden in drei Reihen gestellt, rasch abgepackt und auf die Seite geführt, paarweise gekoppelt und erst nach 1—2 Stunden gefüttert. Das Gleiche geschieht mit den Pferden; dann werden die zwei Zelte, das eine für uns, das andere für die Kosaken, aufgeschlagen; ist es heiß, so werden sie mit Filz bedeckt und die hintere Seite des Luftzuges halber zur Hälfte offen gelassen.

Wir nehmen in unser Zelt unsere Büchsen, Revolver, Geldkisten, Instrumente, sowie wertvolle oder nötige Gegenstände mit hinein. Das Zelt wird folgendermaßen ausgestattet. Der Lagerfilzteppich



Unser Karawanenzug.

kommt in die Mitte zwischen zwei vertikale Stützen. Hinter diesen Stützen legen wir unsere Kissen und Decken, auf die andere Seite unsere Büchsen, Patronen, Kisten ꝛc. Auf letzteren werden gewöhnlich die unterwegs erlegten Vögel präpariert, während die Pflanzen, sorgfältig auf Filzdecken gebreitet, an der Sonne getrocknet werden. Die Kosaken nehmen in ihr Zelt ebenfalls ihre Büchsen, Revolver und Patronen mit, sowie die Filzdecken, welche bei den Kamelen als Satteldecken dienen.

Der diensthabende Kosak macht sich nun an das Kochen. Als Brennmaterial wird trockner Mist, den die Mongolen Argal nennen, verwendet. Den besten Argal liefert das Hornvieh. Ein solches Feuer zu entzünden verlangt übrigens viel Geschick.

Man kann jedem Gastronomen wünschen, daß er mit eben so viel Appetit die feinsten, europäischen kulinarischen Produkte genießen möge, als wir unseren Thee, Djamba und Hammelfett verzehrten. Ein Wüstenreisender muß vor allen Dingen auf jede Bequemlichkeit Verzicht leisten, denn kein Geld, keine Macht der Welt kann ihn in der Wüste vor Hitze, Kälte, Staubstürmen, Schmutz oder Ungeziefer bewahren. Ein Reisender muß allen diesen Widerwärtigkeiten seine eigene Kraft entgegensetzen und jeden Mißmut überwinden.

Während dieses Mahles nähern sich gewöhnlich die umwohnenden Mongolen und versuchen mit den Kosaken Freundschaft zu schließen. Da unsere Kosaken alle aus Zabaikal in der Nachbarschaft der Mongolei stammten, konnten sie sich mit ihnen verständigen. Diese unliebsamen Gäste, die wir als Diebe bezeichneten, waren von entsetzlicher Zudringlichkeit und Neugierde. Sie umstanden uns oftmals haufenweise, glotzten uns an und gaben auf die Frage, was sie wollten, die Antwort: „Euch besehen".

Kaum ist der Thee getrunken, so geht jeder an seine Arbeit. Ein Kosak sammelt Argal, ein anderer bereitet das Mittagsessen, wieder andere führen gut bewaffnet die Kamele auf die Weide. Während dessen schreibe ich mein Tagebuch und übertrage alle Aufnahmen auf ein reines Planschet, Roborowski skizziert, Ecklon und Kolomeizow präparieren die an diesem Tag gesammelten Vögel. Um ein Uhr mittags findet die dritte meteorologische Beobachtung statt und dann wird womöglich etwas geruht. Die übrigen freien Karawanenmitglieder legen sich während dieser

Zeit meistens in den Schatten des aufgespeicherten Gepäcks und schlafen.

Endlich ist das Mittagsessen fertig. Es besteht immer aus Hammelsuppe mit Reis oder Hirse, nur in seltenen Fällen aus anderen Hülsenfrüchten. Will der Kosak eine besondere Überraschung bereiten, so macht er noch Nudeln aus Weizenmehl oder bäckt in der Asche kleine Kuchen. War die Jagd erfolgreich, so erfreut uns ein Wildbraten. Fische waren eine große Seltenheit. Überhaupt fanden solche Abwechslungen eher im Gebirge und an Flüssen, selten nur in der Wüste statt.

Wir hatten einen solchen Wolfshunger, daß wir täglich ein ganzes Schaf, welches meistens 30 kg Fett lieferte, verzehrten, ohne die gelegentlichen Jagdbeuten, als Gänse, Fasanen, Enten ꝛc. zu rechnen. Wir vier, ich, Ecklon, Roborowski und der Unteroffizier Kolomeizow aßen gewöhnlich in unserem Zelt, die Kosaken dagegen am Feuer. Nach Tisch tranken wir nochmals Thee und dann gingen wir entweder auf die Jagd oder auf eine Exkursion aus. Glaubten wir auf wilde Tiere zu stoßen, so wurden die Kosaken, was sie stets gern thaten, mitgenommen. In der Wüste gab es wenig wilde Tiere, höchstens eine Antilope subgutturosa, deren Fell dann in unsere Sammlung und deren Fleisch in unsere Küche wanderte.

Wir kamen stets vor Sonnenuntergang zurück, und kaum dunkelte es, so zog sich die ganze Karawane in das Biwak zurück. Die Kosaken zogen es im Sommer vor, außerhalb ihres Zeltes zu liegen. Nicht weit von den Zelten lagern die Pferde und Kamele, die Pferde an einzelnen Stöcken, die Kamele aneinander gebunden. Man beobachtet bei letzteren folgendes Verfahren. Ein Stück Holz wird durch die Nasenlöcher gezogen, an beiden Seiten mit einem Knebel versehen und ein Strick daran befestigt. Der Mongole nennt diesen Zaum ein Burunduk.

Unser Abendessen besteht abermals aus Thee, Dsamba und etwaigen Fleischresten. Dann folgt nochmalige Temperaturaufnahme, wir plaudern noch mit den Kosaken und ziehen uns bei dem Kerzenschein eines Stearinlichtes*) in unser Zelt zurück.

Noch einmal werden die gesammelten Notizen revidiert und

*) Während der Expedition durfte wöchentlich nur eine Kerze verbraucht werden.

die Tagesarbeit ist vollbracht. Jeder nimmt zwei Decken und ein Lederkissen und wir drei Gefährten legen uns in einer Reihe neben einander zur Ruhe.

Jede Nacht hat ein Kosak die Wache, ja in gefährlichen Gegenden wie in Tibet, am Kuku-noor und am gelben Fluß mußten doppelte Wachen mit Ablösung gestellt werden. Während der ganzen Reise schliefen wir stets in unseren Kleidern. Der wachhabende Kosak bereitete des Morgens das Frühstück.

Kaum lagen wir, so verstummte Plaudern und Lachen und in kurzer Zeit lag alles im tiefen Schlaf.

Mußten wir unser Lager an wasserlosen Plätzen aufschlagen, was glücklicherweise nur selten geschah, so brachen wir schon um zwei Uhr morgens auf, um den beschwerlichsten Marsch vor der Hitze zurücklegen zu können. Für solche Fälle führten wir unseren Wasservorrat teils in einigen Reservefässern, teils in den Häuten der unterwegs geschlachteten Hammel mit. Fand ein Rasttag statt, so benutzten wir ihn zu Exkursionen und Jagdausflügen und die Kosaken zum Flicken der Zäume, Sättel, Kleider und des Schuhwerkes. Übrigens kann ich nur wiederholen, daß es während dieser ganzen Reise weder für die Kosaken noch für uns an Arbeit fehlte. Unser Winterleben*) war im großen Ganzen dasselbe. Nur benutzten wir dann statt des Zeltes eine Filzjurt.

Doch kehren wir zu unserer Expedition zurück.

Die Ebene, die wir zur Zeit durchziehen, liegt zwischen den Ostabhängen des Tjan-schan und dem mit diesem parallel laufenden Gebirgszug Metschin-ula. Obgleich dieses Gebirge niedriger als der Tjan-schan ist, so war es doch noch in der zweiten Hälfte des Mais, selbst auf seinen Südabhängen, mit Schnee bedeckt. Diese Ebene von Barkul ist in ihren östlichen Teilen 103 km breit, verengt sich aber nach Barkul und nach dem gleichnamigen Salzsee zu um ein bedeutendes. Dieser See soll einen Umfang von 53 km haben. Seine Ufer sind versumpfte Salzgründe, am Mittelufer ist der Salzniederschlag reiner. Der Irdy-chè, der einen großen Teil der Ebene durchfließt, mündet

*) In meiner Reisebeschreibung nach Nordtibet findet sich in dem 10., 12. u. 13. Kapitel, sowie in meinem Buch „Die Mongolei und das Land der Tanguten" I. Pag. 331—334 unser Winterleben genau beschrieben.

am Westufer ein. Der Boden besteht teils aus Thon, teils aus Salzgrund, ist aber im allgemeinen ziemlich fruchtbar. Die Weiden sind hier entschieden besser als am mittleren Tjan-schan. Trotzdem, daß die Ebene 1500 m hoch liegt, wachsen hier verschiedene Getreidearten als Gerste, Weizen, Hirse u. s. w. Die Bewohner sind großenteils Chinesen. Während des dunganischen Aufstandes wüteten die Insurgenten hier in entsetzlicher Weise. Die traurigen Denkmale dieses Krieges erstrecken sich in Gestalt von Trümmerhaufen bis nach Westchina. Alles, was zerstörbar war, wurde vernichtet. Erst jetzt fängt es an wieder besser zu werden. Man begegnet hier häufig Auswanderern, die zu Fuß aus dem Innern Chinas, einen Sack auf dem Rücken und ein Grabscheit in der Hand, hierherziehen.

Wir wagten nicht nach Barkul zu gehen, schlugen daher unser Lager in der Nähe des Dorfes Santo-Chausa auf und schickten unseren Dolmetscher Abdul Jussupow mit einem Kosaken in die Stadt, um Einkäufe zu machen und unsere pekingschen Pässe vorzuzeigen. Der Hauptmachthaber von Barkul war zurzeit Tschentai. Er empfing unsere Abgesandten unfreundlich, sicherte ihnen aber doch einen Führer bis nach Chami zu. Unsere Abgesandten machten, da alles überteuer und namentlich die Nahrungsmittel*) kaum zu bezahlen waren, nur geringe Einkäufe. Diese Teuerung kam wohl daher, daß gerade die chinesische Garnison sehr zahlreich besetzt war.

Barkul selbst konnten wir von weitem sehen. Es liegt am Fuß des Tjan-schan und ist sehr umfangreich. Es besteht aus zwei Stadtteilen, die durch eine hohe Mauer, in welcher viele Lücken sind, getrennt werden. Der eine Teil ist Soldatenstadt, der andere Handelsstadt. In der letzteren giebt es viele Buden, in denen meistens Pekinger Waren feilgehalten werden. Im Jahre 1731 wurde Barkul von den Chinesen gegründet und gehörte bis zu dem dunganischen Aufstand zu der Provinz Gan-su.

Nachdem unsere Abgesandten in Barkul gewesen waren, erschien des anderen Tages ein Führer mit sechs Soldaten, um uns nach Chami zu geleiten. Obgleich man uns versicherte, daß diese Soldaten lediglich zu unserem Schutz mitgeschickt würden, so hätten

*) So kostete ein kleines Schaf 9 Rubel — 20 Kilo Erbsen 4 Rubel — 10 Eier 70 Kopeken u. s. w.

wir doch einen einzelnen Führer vorgezogen. Die Soldaten waren uns durch ihre Neugierde und ihre zudringlichen Bettelereien eine große Last.

Wir konnten den ersten Tag wegen heftigen Regens und Schnees nur 13 km zurücklegen. Die Temperatur fiel plötzlich auf + 8,8° und der Tjan-schan verschwand förmlich hinter dem Schnee. Trotzdem wir schon den 20. Mai schrieben, war hier die Vegetation sehr zurück. Wir konnten am andern Tag erst sehr spät aufbrechen, da die Kamele auf dem durch das Unwetter schlüpfrig gewordenen Boden leicht ausglitten und stürzten. Wir machten uns erst um Mittag auf den Weg und marschierten bis es dunkel wurde.

Unser Weg führte am Nordfuß des Tjan-schan entlang.

Es giebt hier zwei Wege, der eine, den wir benutzten, heißt Bei-lu, der andere dagegen, der am Südfuß des Tjan-schan entlang führt, heißt Man-lu. Beide Wege kommen von Chami. Der nördliche Weg führt über Barkul, Gutschen, Urumtschi, Manas, Schicho, Dschin-cho über den Gebirgspaß Talki nach Kuldscha, während der südliche Weg von Chami über Pidschan, Turfan, Karachas, Kurla, Kutscha, Bai, Aksu nach Kaschgar führt.

Beide Wege wurden in der Mitte des vorigen Jahrhunderts von dem Kaiser Jun-liun infolge der Eroberung der Dsungarei von Ost-Turkestan aus gebaut. Der Leser kann sich danach den Zustand der Wege vorstellen. Das Material, aus dem sie gemacht sind, ist harter Thon und Schutt. Der nördliche Weg überschreitet den Tjan-schan zweimal, einmal am Sairamsee bei dem Gebirgspaß Talki und das andere mal bei Chami. Der südliche Weg hat derartige Hindernisse nicht aufzuweisen. Die Straße ist übrigens nicht schlechter als unsere gewöhnlichen Landwege*). Von Zeit zu Zeit stößt man auf sogenannte Poststationen, das heißt auf elende, schmutzige, kaum Mensch und Tier Obdach gewährende Hütten. Während des letzten Krieges kampierten hier chinesische Piketts, welche diese Verbindungsstraßen bewachten.

Endlich am dritten Tag erreichten wir die grünen Abhänge des Tjan-schan. Das Gefühl des Entzückens, das uns erfaßte, als wir die öde Ebene verließen und uns plötzlich in dem dichten

*) Der Herr Verfasser hat wohl dabei die berüchtigten Landwege des inneren Rußlands im Auge A. d. Übers.

Lärchenwald mit seinem aromatischen Duft und statt auf der Salzfläche auf einer grünen Wiese, auf der die verschiedensten Blumen uns entgegenlachten, befanden und dabei Vögelgezwitscher hörten, dieses Gefühl ist nicht zu beschreiben. Wir beschlossen, auf diesem reizenden Flecke einige Tage zu rasten. Unsere chinesische Garde fügte sich nur widerwillig unserem energisch ausgesprochenen Entschluß. Sie eilten zu dem nächsten Pikett und waren erstaunt, daß auch dieses uns nicht von unserem Vorhaben abbringen konnte. Leider blieben wir nur zwei Tage, da der Amban (Gouverneur) von Chami uns einen Boten mit einer Einladung entgegenschickte, der wir Folge leisten mußten. Wir benutzten die wenigen Tage zu Exkursionen und Jagdausflügen, sahen und fanden viel Interessantes. Wir verließen diesen schönen Platz ungern und traten nur zögernd in die chamische Wüste ein.

Und nun zur Beschreibung des Tjan-schan. Dieses Gebirge übertrifft an Großartigkeit alles, was ich bisher gesehen habe. Seine Gipfel ragen weit über die Schneelinie hinaus; sie verschwinden geradezu in den Wolken. Schroff und steil nach Süden der chamischen Wüste zu, noch wilder und großartiger nach Norden der barkulschen Ebene zu, erhebt sich der Tjan-schan wie eine unübersteigliche Mauer, die von gewaltigen Schluchten und teils unpassierbaren Felspässen zerrissen wird. Der ganze Gebirgscharakter ist wild und alpenartig, die einzelnen Berggipfel sind so hoch, daß sie kaum zu unterscheiden sind und den Eindruck einer gemeinsamen Bergmasse machen. Die äußerste östliche Gruppe des Tjan-schan, deren Ausläufer sich bis weit in die Wüste von Chami erstrecken, wird von den Chinesen Bashi-dao genannt.*)

Der Fuß des nördlichen Tjan-schan ist wiesenreich. Nadelholz (aber keine Lärchen) kommt hier bis zu einer Höhe von 2700 Meter**) gut fort. Natürlich ist in dem ganzen Gebirge die Alpen-

*) Die Höhe der Schneelinie des östlichen Tjan-schan ist bis jetzt nur einmal und zwar am 16. Juli 1876 von dem kuldischen Meridian aus auf dem Berg Bogdo-ula bei Gutschen von dem Obersten Pjevzow auf 3630 Meter festgesetzt worden. Siehe Briefe über Westsibirien, Geogr. Gesellsch. I. Pag. 59.

**) Nach Oberst Pjevzow Pag. 59. 61 findet sich auf dem Bogdo-ula 2830 Meter hoch der höchste und 1650 Meter hoch der niedrigste Punkt mit Nadelholz. Bei meiner Expedition von Kuldscha nach Lob-noor fand ich den niedrigsten Punkt mit Nadelholzbestand 1800 Meter, den höchsten nur 2400 Meter und zwar am Zaidamsee. Von Kuldschi über Tjan-schan nach Lob-noor, Pag. 6.

vegetation vertreten. Am häufigsten kommt vor Larix sibirica (die sibirische Lärche). Der Stamm erreicht eine Stärke von höchstens 60 cm. Durchmesser und eine Höhe von 12 — 15 m; ferner Abies Schrenkiana (Rottanne), sie wird jedoch nur bis zu 12—15 m hoch; endlich, allein nur in Schluchten und vereinzelt, Populus sp. (Pappeln). Strauchwerk kommt hier am häufigsten an den Ufern der Gebirgsbäche vor. So finden wir an den schmalen, steilen Uferrändern Lonicera microphylla var. Sieversiana, L. hispida (Geisblatt), Rosa pimpinellifolia (gelbblühende Rose), Salix sp. (Weide), Spiraea hypericifolia (Spierstrauch), Ribes nigrum (schwarze Johannisbeere), Ribes aciculare (Stachelbeere); unter dem Nadelholz zerstreut Sorbus aucuparia (Vogelbeere), Cotoneaster vulgaris (Mispel), Juniperus communis, J. Sabina ꝛc. ꝛc.

Letzterer findet sich nur an den Südabhängen des Tjan-schan vor. In den höheren Regionen sind die Bäume und das Strauchwerk so eng verwachsen, daß kaum ein Tier, geschweige denn ein Mensch, dieses Chaos durchdringen kann.

Die hiesige Flora ist sehr verschieden. Trotzdem sie Ende Mai noch nicht in voller Blüte stand, so fanden wir wunderschöne gelbe Iris Bloudowi (Lilien), Pulsatilla vulgaris (Küchenschelle). Viola silvestris var. rupestris (Viole), Myosotis sp. (Vergißmeinnicht), Primula sibirica (Primeln), Anemone silvestris (Anemonen), Trollius asiaticus (asiatische Trollblume), Paeonia anomala (Pfingstrose, diese hatte erst Knospen angesetzt) u. a. m.

Die Alpenflora blühte noch wenig, darunter wagten sich Ranunculus affinis (Ranunkeln), Tulipa uniflora, Pulsatilla vulgaris, Callianthemum ruthaefolium nur schüchtern hinter dem Schnee hervor.

Die Fauna ist arm, Rehwild findet sich nur am westlichen Tjan-schan; hier sahen wir kaum Cervus sp. Ziegen und Argali sollen die Alpenregionen bevölkern. Wir begegneten keinen.

An Vögeln fanden wir Parus piceae (Meisenart), Sylvia cinerea (Weißkehlchen), Carpodacus erythrinus, Emberiza pithyornus (Ammernart). Die Stimme des Kukuks Cuculus canarus hörte man nur selten, dagegen waren häufig Picoides tridactylus, Serinus ignifons, Nucifraga caryocatactes (Nußheher), wieder seltener Mycerobas carnipes, Sitta uralensis (Spechtmeise), Turtur auritus (Turteltaube), und Turdus viscivorus (Mispeldrossel).

Der südliche Teil des Tjan-schan ist fast dreimal so lang wie der eben beschriebene, viel wilder, viel felsiger, daher ärmer in der Vegetation. Die Strecke vom höchsten Punkt bis zu dem Ausgang der Berge in die Wüste beträgt ca. 19 km. Die ersten 6—7 km sind noch ziemlich wiesenreich; dann aber werden die Schluchten immer enger und felsiger. An Stelle des Thonbodens tritt grünlicher Schiefer, dann Feuerstein und endlich grobkörniger Granit auf. Die Erhaltung des hiesigen Fahrweges erfordert sehr viel Arbeit. Der Weg ist sehr schmal, oftmals durch Felsen gehauen; zwei Wagen können sich nur an den Ausweichestellen begegnen. Der Unterschied zwischen dem höchsten und niedrigsten Punkt dieses Weges beträgt 990 m. Lärchen findet man nur bis zu einer abs. Höhe von 300—450 m, Tannen dagegen bis 1950 bis 2100 m, doch immerhin vereinzelt. Auch hier trafen wir Hundsrose und Weidenarten an. Neue Straucharten, als Cotoneaster multiflora, Dodortia orientalis, Clematis orientalis, C. songarica var. integrifolia (Waldrebe) treten auf. Unter den Blumen fanden wir viele, die wahrscheinlich auch auf dem nördlichen Tjan-schan vorkommen, allein bei unserer dortigen Anwesenheit nicht blühten. Ich nenne nur Rheum rhaponticum, Ligularia macrophylla, Papaver alpinum, Iris ensata, Geranium collinum, Dracocephalum nutans, Parrya stenocarpa, Galium verum; dann aber auch in der Nähe von Quellen an geschützten Plätzen Aconitum napellus (Sturmhut), Orchis salina (Knabenkraut), Sisymbrium brassicaeforma u. s. w. Am Wüstenrand standen Convolvulus Gortschakowii, Gymnocarpas Prschewalskii, Lagochilus diacanthophyllus, Macrubium lanatum, Arnebia guttata.

Vierfüßler sahen wir nicht; an Vögeln dagegen außer den früher genannten noch Gypaëtus barbatus (Bartgeier), Caccabis chucar, Petrocincla saxatilis, Accentor montanellus (Flüevögel), Phyllopneuste indica, Anthus aquaticus (Wasserpieper), Emberiza cioides (Ammernart), Chelidon lagopoda (Schwalbenart).

Nachdem wir den Tjan-schan verlassen hatten, machten wir in der Nähe der chinesischen Station Nan-chan-kén, die aus einigen elenden Hütten besteht und gerade am Ausgang des Gebirges liegt, halt. Hier trafen uns die Abgesandten des Gouverneurs von Chami, die uns eine abermalige Einladung desselben brachten und uns zur möglichsten Eile aufforderten. Diese Eile leuchtete uns

nicht ein, da es uns sehr wichtig war, hier einige Tage zur Untersuchung der umliegenden Berge zu verwenden. Man drängte uns so, daß wir nur einen Vormittag zu einer Exkursion verwenden durften, und dann trieb uns der chinesische Offizier mit seinen Soldaten förmlich weiter. Nachdem wir halbwegs noch einmal biwakiert hatten, erreichten wir endlich Chami. Wir hatten nunmehr von Saisan, dem Ausgangspunkt unserer Expedition, 1139 km zurückgelegt.

Viertes Kapitel.

Die Oase Chami und die chamiſche Wüſte.

Chami. — Die Einwohner. — Lager. — Der Tſchin-zai. — Die Stadt Chami. — Das chineſiſche Heer. — Weiterreiſe. — Die Wüſte Chami. — Ku-phi. — Die Ben-ſſan-berge. — Der Bulun-zſir-Fluß. — Sturm.

Die Oaſe Chami oder Komul bildet den öſtlichſten Punkt jener Oaſengruppen, die ſich längs des nördlichen und ſüdlichen Tjan-ſchan hinziehen.

Dieſe Oaſen ſind mit einer unterbrochenen Kette zu vergleichen, die ſich immer wieder zwiſchen der Gebirgsmauer des Kuen-liun, Altyn-tai, Nan-ſchan durchwindet. Auf dieſe vereinzelten Plätze beſchränkt ſich in der centralaſiatiſchen Wüſte der Ackerbau, der hier ſeit alter Zeit getrieben wird. Dank der, den umliegenden Gebirgen entſpringenden Flüſſe und Bäche, die von den dortigen Schneemaſſen geſpeiſt werden, wird der Boden dieſer Oaſen fruchtbar. Die meiſten Flüſſe und Bäche verlaufen ſich in den Oaſen. Die Einwohner benutzen ihr Waſſer durch Gräben, die ſie Aryk nennen, zur Befruchtung ihrer Felder. Schreiend ſind die Kontraſte der dort herrſchenden Fruchtbarkeit und Sterilität, denn während man auf der einen Seite eines ſolchen Grabens gutes Feld, einen reichen Garten ſieht, ſo grenzt unmittelbar an der andern Seite des Grabens, vielleicht meilenweit, fruchtloſer Steinboden an.

Dieſe kleinen Oaſen gleichen grünen Inſeln, auf die der gequälte Reiſende dieſes endloſen Stein- und Sandmeeres hoffnungsvoll zuſteuert.

Die Oaſe Chami iſt eine ſolche Inſel. Sie liegt 42 km von der ſüdlichen Grenze des Tjan-ſchan entfernt. Ihre Höhe variiert

bis auf 780 m*). Ein kleiner Fluß durchschneidet sie. Sie mißt höchstens 12—16 km von Osten nach Westen und etwas weniger von Norden nach Süden. Ihr Boden besteht aus Sand und Thon und ist sehr fruchtbar. Getreidearten als Weizen, Hirse, Gerste, Hafer, Erbsen, sowie Gartengemüse und Melonen gedeihen hier so vorzüglich, daß letztere sogar bis an den kaiserlichen Hof nach Peking verschickt werden. Bei unserer dortigen Anwesenheit, Ende Mai, blühten die Melonen, indessen das Getreide schon in in die Ähren geschossen war.

Bei dem letzten Aufstand wurden die alten Dörfer und Gärten zerstört und wurden erst jetzt wieder durch chinesische Einwanderer, welche die zerstörten Gräben wiederherstellten und die Äcker wieder bestellten, aufgebaut. In kurzer Zeit wird wohl alles wieder in Ordnung sein. Dieser Aufstand war nicht nur für Chami, sondern für ganz Centralasien von furchtbaren zerstörenden Folgen, indem sich ganze Stämme gegenseitig vernichteten.

Die wilde Flora und Fauna ist hier gering. Wir bereicherten unser Herbarium höchstens um 30 Pflanzengattungen, darunter Sphaerophysa salsula, Convolvulus arvensis, Inula ammophila, Glycyrrhiza glandulifera, Lycium ruthenicum, Sophora alopecuroides, Thermopsis lanceolata, seltener Capparis herbacea und die wilde Raute, Peganum harmala.

In der Tierwelt fanden wir wenig, unter den Vögeln vielleicht 32 bemerkenswerte Gattungen, darunter Passer montanus (Bergspatz), Hirundo rustica (Rauchschwalbe), Galerita magna, selten nur Turtus auritus (Turteltaube), Falco tinnunculus (Turmfalke), Milvus melanotis (Milan), Saxicola atrogularis, Passer timidus.

Am Wüstenrand fanden wir auch Eidechsen, darunter zwei bis drei Arten Phrynocephalus, ferner Jeremias Pylzowii, Jeremias sp., Teratoscincus Keyserlingii, Gymnodactylus sp., von Schlangen sahen wir nur Taphrometopon lineolatum, Eryx jaculus. Die entsetzliche Spinnenart Galeodes sp., deren Biß sogar tötlich sein kann, war in großer Anzahl vertreten. Glücklicherweise wurde kein Mitglied der Karawane von ihr gebissen.

*) Auf der Karte des Herrn Raphail über die nordwestliche Mongolei wird die absolute Höhe Chamis mit 843 Metern angegeben; nach den Untersuchungen mit den Aneroiden des Herrn Matusowski dagegen beträgt dieselbe 945 Meter.

Die eigentlichen Einwohner der Oase Chami sind Nachkommen der alten Uiguren; sie haben sich jetzt sehr mit den Mongolen und Turkestanen vermischt. Sie sind Mohammedaner. In ihren Sitten erinnern sie viel an die kasanischen Tataren. Sie selbst nennen sich Taranscha; die Chinesen dagegen bezeichnen sie mit den Namen Tschan-tu oder Choi-choi. Unter letzteren Namen verstehen die Chinesen übrigens alle in China wohnenden Mohammedaner.

Der Nationalanzug besteht aus einem weiten, bunten, kaftanähnlichen Rock (Chalata) und einer in den Nacken gesetzten Mütze, welche die Form einer Mitra*) hat. Diese Mütze besteht aus grünem oder rotem Tuch oder Sammet und ist in der Mitte mit einer schwarzen Quaste versehen. Männer und Frauen tragen die gleiche Kopfbedeckung. Statt des Chalata tragen die Frauen einen langen Kittel und darüber einen ärmellosen Kaftan. Viele Männer benutzen die chinesische Kleidung. Die Männer rasieren sich den Kopf — einige tragen auch den chinesischen Zopf. Die Frauen flechten das Haar nach der Hochzeit in zwei Zöpfe, dagegen bis zur Hochzeit in einen Zopf. Sie werden schon mit zwölf Jahren verheiratet.

Der weibliche Teil ist ganz hübsch, von mittlerem oder kleinem Wuchs, mit schwarzen Augen und Haaren und schönen weißen Zähnen. Leider malen sie sich nach chinesischer Sitte häufig das Gesicht. Sie gehen auf der Straße unverschleiert und erfreuen sich ziemlicher Freiheit gegenüber ihren Männern. Ihre Sittsamkeit läßt zu wünschen übrig.

Diese Ureinwohner, die Taranschi, sind höchstens noch 8000 Seelen stark. Sie stehen unter einem eigenen Fürsten, der von den Chinesen einen Titel und einen Jahresgehalt erhält. Zu der Zeit unserer Anwesenheit lag diese Art Statthalterschaft in den Händen der 54jährigen Witwe des früheren Regenten, der gegen die Dunganen gefallen war. Die Taranschi haben durch diesen Aufstand an Selbständigkeit eingebüßt, indem die Chinesen sich zu ihren Herren aufwarfen und dadurch, daß sie der jetzigen Regentin einen Jahresgehalt von jährlich 40 ambow Silber**) zahlen, derselben eine abhängige Stellung geben. Unser Dolmetscher Abdul

*) Bischofsmütze.
**) circa 12 880 Mark.

Jussupow behauptet, daß die Sprache der chamischen Taranschi mit der der kuldischen Taranschi übereinstimme.

Für die Chinesen ist die Oase Chami ebenso in strategischer als wie in merkantiler Beziehung ein hochwichtiger Punkt, da sie den einzig möglichen Verbindungsweg zwischen Westchina und Ostturkestan und der Dsungarei bildet. Chami ist für China der Schlüssel zu jenen gewaltigen Länderstrecken, die es mit Gewalt unter seine Oberherrschaft gebracht hat. China weiß dieses sehr gut und wird kein Opfer scheuen, um sich die Herrschaft über Chami zu erhalten.

Wir schlugen $1\,^1/_2$ km von der Stadt entfernt an einem kleinen Bach unser Lager auf. Der Temperaturunterschied war in Anbetracht der Kälte, die wir auf der barkulschen Ebene und auf dem Tjan-schan erlebt hatten, ein bedeutender, denn hier fanden wir + 35,8° im Schatten und freuten uns der Badegelegenheit in dem Flüßchen.

Kaum waren wir angekommen, so erschienen auch schon chinesische Offiziere um uns im Namen des dortigen Gouverneurs, der den chinesischen Titel Tschin-zai mit der Beifügung Da-schen, das ist „großer Mensch", führt, zu bewillkommnen. Diese Offiziere frugen sofort, ob wir, wie üblich, Geschenke für den Gouverneur mitbrächten. Warum derselbe eine so große Ungeduld empfand uns zu sehen, daß er durch die früher erwähnten Abgesandten unsere Herkunft beschleunigte, hat sich nie aufgeklärt und vermute ich, daß nur Neugierde und Ungeduld, die üblichen Geschenke zu erhalten, die Ursache waren. Übrigens benahm sich dieser Tschin-zai außer seiner Habgier sehr freundlich gegen uns. Er interessierte sich sehr für Europa und stellte viele, wenn auch oft kindische, Fragen über die dortigen Verhältnisse.

Am Abend unseres Ankunfttages ritt ich in Begleitung meines Dolmetschers und zweier Kosaken in die Stadt, um dem Tschin-zai meinen Besuch zu machen. Diese Begegnung fand mit allen Ceremonieen statt. Im Hof der Gouverneurswohnung standen Soldaten mit Fahnen. Der Tschin-zai ging mir bis auf die Treppe entgegen und führte mich in das Empfangszimmer, wo sofort Thee gereicht wurde, an den sich ein Gespräch mit den üblichen Fragen nach der Gesundheit, unserem Reiseziel ꝛc. schloß. Der Tschin-zai war ein Mann von 51 Jahren; er sah älter aus. Seine Kleidung

war einfach. Nach einem halbstündigen Aufenthalt kehrte ich in unser Lager zurück. Am anderen Tag erwiderte der Tschin-zai diesen Besuch in unserem Biwak und lud mich und die beiden Offiziere zu einem Mittagsessen in sein Landhaus vor der Stadt ein.

Das Landhaus war das hübscheste sämtlicher Gebäude in Chami. Zu diesem offiziellen Diner waren die ersten Beamten und höheren Offiziere, dreißig an der Zahl, eingeladen, während die jüngeren Offiziere und Beamten uns bei Tisch bedienten. Das Essen bestand aus sechzig Gängen, alle in chinesischem Geschmack zubereitet. Hammel, Schwein, Knoblauch und Sesamkraut spielten dabei bedeutende Rollen. Wir genossen bei diesem Mahle die verschiedensten chinesischen Leckereien, als Meerkohl, gebackene Schwalbennester, Seespinnen u. s. w. Das Mahl fing mit Süßigkeiten an und endigte mit Reis. Man mußte von jeder Speise essen und dieses war selbst für unsere abgehärteten Magen eine Aufgabe, an der sie den ganzen folgenden Tag krankten. Wein gab es nicht, dafür zwei Sorten Schnäpse, der eine sehr stark und hell (Schan-dsiu), der andere (Chuan-dsiu) schwächer, in der Farbe an Xeres erinnernd und von scheußlichem Geschmack. Die Chinesen tranken diese Liqueure aus kleinen Tassen, aber in großen Mengen. Sie lachten sehr über unsere Ungeschicklichkeit im Gebrauch ihrer Elfenbeinstäbchen, sowie über unsere Gewohnheit bei Tisch Wasser zu trinken. Der Chinese trinkt nie reines Wasser.

Am anderen Tag erschien der Tschin-zai begleitet von seinem Zivilgehülfen und einem Haufen Offiziere wieder bei uns im Biwak. Seine Suite benahm sich in der ordinärsten Weise. Nicht nur, daß sie alle unsere Sachen besahen und betasteten, sie verlangten sie auch als Geschenke. Wie die Schuljungen stürzten sie sich auf alles und balgten sich um den Zucker. Der Tschin-zai machte diesem Unwesen keinen Einhalt; er saß mit uns und einigen Adjutanten in unserem Zelt und benahm sich um nicht viel besser. Er wollte Revolver, Flinten, Uhren, kurz, alles was wir führten, und alles reizte seine Begehrlichkeit. Zum Abschied schenkte ich ihm einen Revolver mit allem Zubehör; allein er erklärte dem Überbringer des Geschenkes, daß er statt dessen eine Doppelflinte vorziehe. Da ich wußte, daß man hier mit Nachgiebigkeit nichts ausrichtet, schickte ich ihm unseren Dolmetscher Abdul mit der

kurzen Erklärung, daß dieses ein sehr wertvolles Geschenk sei, welches er nicht als einen Handelsgegenstand, sondern als eine Aufmerksamkeit von meiner Seite anzusehen habe, wie ich ein Gleiches betreffs der zwei Schafe, die er mir geschenkt habe, thäte. Nur widerstrebend gab er sich zufrieden. Ich schickte ihm den nächsten Tag noch ein Reisenecessaire mit silbernem Zubehör. Daraufhin lud er uns nochmals zu Tisch in sein Landhaus. Das Mahl verlief ähnlich wie das erste, doch zählten wir nur vierzig Gänge.

Bei dieser Gelegenheit mußte ich dem Tschin-zai die Art unseres Schießens erklären. Zu seinem Vergnügen veranstaltete ich bei seinem nächsten Besuch ein Schießen. Als er unsere trefflichen, nicht fehlenden Schüsse sah, sagte der Tschin-zai lächelnd: „Wenn wir mit den Russen Krieg führten, so würden ja zwölf dieser Leute tausend von unseren Soldaten überwältigen". Ich nahm dieses Kompliment freundlich an, versicherte aber, daß Rußland nie Krieg mit China haben wolle. Als ich nun gar zum Schluß noch selber einige Vögel im Flug schoß, kannte die Bewunderung der Chinesen keine Grenzen. Der Ruf eines guten Schützen ging von da an mir voraus und hat mir auf dieser Reise sehr gute Dienste geleistet.

Wir sahen uns auch die Stadt an. Die Einwohner liefen uns wie Wundertieren nach. Sie nannten uns Yan-guisy = überseeische Teufel, eine Bezeichnung, mit welcher sie jeden Europäer beehren. Ihre Zudringlichkeit überstieg alle Grenzen, so daß wir zuletzt unsere Zuflucht zu der dortigen Polizei nehmen mußten, die uns nur geringen Schutz gewährte.

Chami wurde während des letzten Aufstandes dreimal erobert, bis es endlich in der Gewalt der Chinesen blieb. Bei unserem dortigen Aufenthalt waren die Spuren der Kriegsverwüstungen noch nicht verwischt. Es hat 10 000 Einwohner, darunter 1500 Chinesen, 2000 Dunganen und Taranschi und 4500 chinesische Soldaten. Unter letzteren befand sich auch ein Bataillon Dunganen. Die Chinesen mißtrauten diesen und hielten sie unter besonderer Aufsicht. Die Stadt besteht aus 3 Teilen, dem dunganischen, dem alten und dem neuen chinesischen, welche durch Mauern von einander getrennt sind. Diese Mauern laufen im Quadrat, an ihren Ecken und in der Mitte erheben sich Türme. Die chinesische Stadt hat sehr viele Buden und Läden mit chinesischen

Waren. Die landesüblichen Produkte sind hier sehr teuer. In dem Stadtteil der Taranschi findet man wenig Buden, dagegen wird daselbst ein Wochenmarkt abgehalten. In dem chinesischen Stadtteile sieht man weder Baum noch Strauch. Anders in dem der Taranschi, sie pflegen die Bäume in den Straßen, haben Gärten und ziehen etwas Obst. In diesem Stadtteil steht ein Baum,

Ein Taranscha aus Chima.

der von den Chinesen wie den Taranschi als heilig angesehen wird. Sie nennen ihn Dschuga-lun = Neundrachenbaum. Es ist eine eigentümlich gewachsene Weide (Salix alba?), die sich von der Wurzel an in neun merkwürdigen Stockausschlägen, wegen deren sie ihren Namen erhalten hat, erhebt. Die Sage erzählt, daß der Baum früher zehn Stämme gehabt habe, allein da der zehnte

Stamm nicht einem Drachen geglichen habe, so sei er eingegangen und an seiner Stelle schwarzes Wasser der Wurzel entsprungen. Allerdings sahen wir dort eine kleine schmutzige Pfütze; das Wasser wird von den Einwohnern als Heilmittel gegen alle möglichen Krankheiten verwendet.

Als wir in den Stadtteil der Taranschi eintraten, fielen unsere Augen auf drei Käfige, die über den Thoren aufgehängt waren und die Köpfe von drei hingerichteten Verbrechern, darunter ein Weib, umschlossen. Man geht hier mit der Todesstrafe sehr leicht um, und die Chinesen suchen auf jede Weise zum Verderben eines Taranscha oder Muselmannes beizutragen.

Westlich von der Stadt liegt der muselmännische Kirchhof, auf welchem sich große Familiengrüfte befinden.

Die chinesische Besatzung, der wir hier begegneten, gehörte zu der Armee, welche unter dem Befehl von Zso-zsun-tana den Aufstand in Gansu bewältigte und die dunganischen Städte Manas und Uruntschi eroberte. Es war uns unmöglich, die genaue Stärke dieses Heeres zu erfahren. Nach allgemeiner Schätzung nehme ich 25—30,000 Mann an. Das chinesische Heer besteht aus zweierlei Truppen, den mandschurischen und den eigentlich chinesischen. Zu diesen ist seit einigen Jahren noch eine Art Miliz gekommen.

Die mandschurischen Truppen sind die besten, welche China besitzt. Mit ihrer Hilfe schwang sich im 13. Jahrhundert die jetzige kaiserliche Dynastie Da-zin auf den Thron, und daher gelten sie für die Stützen des Reiches. Sie sind in acht Fahnen = Abteilungen gegliedert und werden nach der Farbe ihrer Fahnen unterschieden. Diesem Truppenteil können sich auch Mongolen und Chinesen einverleiben lassen. Ihre Zahl beläuft sich auf 250,000 Mann. Sie sind stets in Peking und den wichtigsten Städten des Reiches stationiert.

Die sogenannten gewöhnlichen chinesischen Truppen oder Soldaten der grünen Fahne werden meistens zu Polizeidienst verwendet, liegen in den Provinzen, sind in 18 Corps geteilt und zählen ungefähr 650,000 Mann. Die Miliz ist über sämtliche Provinzen verstreut und ist ca. 100,000 Mann stark.

Nach dieser Berechnung könnte China im Kriegsfall 1,000,000 Mann unter Waffen treten lassen. Allein diese vermeintliche militärische Gewalt verschwindet erstens, wenn man die kolossalen

Distanzen des himmlischen Reiches, welche eine schnelle Beförderung des Heeres auf den Kriegsschauplatz hindern, ins Auge faßt und zweitens, wenn man sieht, daß nur der kleinere Teil dieser Soldateska wirklich den Reihen der regulären Truppen angehört.

Die Bewaffnung der chinesischen Soldaten besteht aus Pfeil und Bogen, Piken, Säbeln und allerlei Gewehren. Ja selbst die Armee, welche in Peking stationiert ist, und die, welche gegen die Dunganen zog, erfreute sich keiner besseren Ausrüstung. In den letzten Jahren haben die Chinesen europäische Instruktoren angenommen und unter deren Leitung sind in Tjan-dsin, Schanghai, Nanking, Canton, San-tscheu fünf Manufakturen für Geschütze, Gewehre und Pulver errichtet und außerdem in Europa große Waffenbestellungen gemacht worden.

Die Armee, welche gegen die Dunganen kämpfte, bestand hauptsächlich aus mandschurischen Truppen. Die Bekleidung der Soldaten, die wir in Chami sahen, besteht in einer roten Bluse, die auf Rücken und Brust mit einer weißen Scheibe, auf welcher der Name der Abteilung, zu welcher der Soldat gehört, steht, versehen ist, darunter ein baumwollener Kittel, baumwollene Beinkleider, die unterhalb des Kniees faltig zusammengebunden werden, chinesisches Schuhwerk mit Filzsohlen und im Sommer einen großen Strohhut, unter dem er entweder seinen Zopf, um den Kopf gewickelt, verbirgt oder denselben auf den Rücken herunter hängen läßt.

Der Anzug der sogenannten chinesischen Truppen unterscheidet sich von dem der mandschurischen durch die Farbe der Blusen. Es giebt neun Offiziersklassen. Das Offizierabzeichen ist ein Knopf am Hut. Wir sahen bei diesen Truppen ein wahres Sammelsurium von Gewehren und Flinten, vom Luntengewehr zum Perkussionsgewehr bis zum modernsten Hinterlader herauf, fast alle aber unbrauchbar und verdorben, was in anbetracht, daß der chinesische Soldat nie sein Gewehr putzt, dasselbe achtlos in eine Ecke wirft und, wo es gerade hinfällt, liegen läßt, sich von selbst erklärt. Dazu kommt noch, daß weder Soldaten noch Offiziere auch nur das Geringste vom Schießen verstehen. Die Säbel der dortigen Soldaten waren alle aus schlechtem Eisen gemacht. Eine weitere Waffe dieser Soldaten ist eine 8—10 Fuß lange Pike aus Bambusrohr, an der eine lange Fahne hängt. — Diese Beschrei-

bung genügt, um die Wertlosigkeit des chinesischen Heeres zu bezeichnen.

Jeder chinesische Soldat ist Opiumraucher und erschlafft daher in kurzer Zeit durch diesen unseligen Genuß physisch wie moralisch vollständig. Der sogenannte Infanterist sucht sich vor allem ein Pferd zu verschaffen, kann er das nicht, so hockt er auf irgend einen Wagen mit auf. Seine Waffen trägt er nie selber, fährt er, so liegen sie mit auf dem Wagen, reitet er, so hängen sie am Sattel. Der Soldat ist zu faul, um sich seine Sachen selber in Ordnung zu halten, daher sind es gewöhnlich Mongolen oder Dunganen, die diese Dienste notdürftig verrichten. Ein Biwak und gar bei schlechter Witterung ist für den chinesischen Soldaten geradezu undenkbar. Seine Hauptbeschäftigung besteht in Theetrinken, Opiumrauchen und sich Fächeln. Finden Schießübungen statt, so liegen die Offiziere dabei in ihren Zelten und trinken Thee. Ihre strategische Ausbildung steht natürlich im Verhältnis zu dem eben Geschilderten, desgleichen die Disziplin. Der Begriff von Pflicht und Ehre existiert überhaupt nicht. Der chinesische Soldat geht nur aus Furcht und in der Hoffnung fliehen zu können in den Kampf.

Nimmt man zu diesen Verhältnissen noch den Widerwillen des chinesischen Volkes gegen alle fremdländischen Neuerungen und Einflüsse, so braucht man eine nachhaltige Reorganisation, welche das chinesische Heer auf die Stufe der europäischen Heere bringen könnte, nicht zu befürchten.

Die Unwissenheit, die Demoralisation, der schlechte Geist, der das ganze Heer beherrscht, das sind Feinde, gegen welche nur durch eine Reorganisation der ganzen Nation angekämpft werden könnte.

Indessen hatten wir uns für unsere Weiterreise gerüstet. Wir hatten uns mit Reis, Hirse, Mehl, zehn Schafen, Futter für unsere Pferde u. s. w. versorgt. Diese Ankäufe waren sehr schwierig gewesen, denn niemand wagte es, uns ohne die spezielle Erlaubnis des Tschin-zai irgend etwas zu verkaufen. Diese Erlaubnis mußte erwirkt werden durch Geschenke an den Tschin-zai und an die verschiedenen vermittelnden Offiziere. Endlich war auch dieses erledigt. Ich verabschiedete mich von dem Tschin-zai, der mir zum Andenken einige Zeilen auf chinesisch und mandschurisch in mein Tagebuch schrieb, und am 1. Juni waren wir mit Sonnenaufgang auf der

Fahrstraße, welche von Chami über An-si nach der Oase Sa-tscheu führt.

Die ersten 10 km führte unser Weg noch durch fruchtbare Strecken, dann aber verließen wir die Oase und befanden uns wieder inmitten von Sand, Kies, Gestein, Geröll, auf dem, nur Psamma villosa, Alhagi camelorum, Synanchum acutum spärlich fortkommen. Trotz dieser ärmlichen Bodenverhältnisse giebt es hier chinesische Dörfer und wir machten in der Nähe des Dorfes Xuan-lu-tschuan unsere erste Station. Nicht weit von unserem zweiten Nachtquartier bei Tschan-linphu kamen wir in ein Wäldchen aus Populus diversifolia*); auch fanden wir blühendes Arocynum venetum und A. pictum.

Wir sahen wenig Vögel und nur einige Antilopen. Von diesem Dorf an hört die Vegetation für einige Zeit auf. Man tritt nun erst in die eigentliche chamische Wüste, die im Norden vom Tjan-schan, im Süden vom Nan-schan begrenzt ist, sich im Westen mit der Lob-noor-Wüste und im Osten mit der Wüste Gobi vereinigt, ein.

Die Wüste Chami mißt im mittleren Durchmesser durchschnittlich 128 km und liegt an ihrem höchsten Punkte 1500 m hoch**), während sie nach den Abhängen des Tjan-schan hin auf 750 bis 780 m abfällt. Es ist wellenförmiges Terrain, teils vegetationslos, teils Gras und Gestrüpp erzeugend. Im Norden und im Süden wird die Wüste von den zwei Armen der mittelgroßen Berge des Ben-sjan durchschnitten. Hier liegt der Brunnen Kuphi, die abs. Höhe beträgt daselbst 1100 m. Die südliche Hälfte der Wüste fällt nunmehr nach dem Flußbett des Buliun-zsir ab bis auf 300 m und steigt dann wieder bis zu 1100 m, in welcher Höhe die Oase Sa-tscheu liegt. Hiermit wäre das topographische Relief der Wüste von Chami gegeben. Ihr Durchmesser vom Tjan-schan bis zum Nan-schan beträgt ca. 320 km.

Der Weg von Chami bis Sa-tscheu ist 369 km lang. Wir brauchten 14 Tage, darunter zwei Rasttage, um ihn zurückzulegen.

Die Wüste in ihrer ganzen Wildheit zeigte sich uns erst vier Tagereisen von Chami entfernt; denn da begann die absolute

*) Populus diversifolia — euphratica ist die im alten Testament so häufig vorkommende Pappelart. A. d. Übers.

**) Bei der Quelle Ma-lian-tschuan steigt die abs. Höhe auf 1650 m.

Vegetationslosigkeit. Kiesel, Sand, Gestein, dazwischen verstreut Lößblöcke, hie und da die Gebeine eines verendeten Kamels oder Pferdes war alles, was das Auge erblickte. Kein Baum, kein Strauch, kein Vogel, kein Tier — *ja nicht einmal eine Eidechse belebte diese trostlose Öde. Der Boden glühte*), auch die Nacht brachte keine Erfrischung. Furchtbare Stürme wirbelten Sandwolken auf, die den Horizont verdüsterten, die Luft fiel schwer auf die Brust.* Mensch und Tier schleppten sich kaum weiter — nirgends winkte ein verlockender Ruheplatz. Wir suchten uns durch Wassersprengen innerhalb unseres Zeltes Kühlung zu schaffen. Doch währte diese Erquickung nur kurze Zeit und die trockene Wüstenluft erfüllte wieder unsre Zufluchtsstätte.

Wir machten meistens Nachtmärsche, brachen nach Mitternacht auf und suchten bis um 9 Uhr vormittags die nächste Station zu erreichen. Die Sterne mußten uns zum Orientieren dienen. Natürlich konnten wir dadurch nur wenig Skizzen entwerfen. Unsere chinesische Eskorte eilte uns meistens eine Station voraus. Wir hatten glücklicherweise nur einen einzigen Chinesen bei uns, der meistens mit dem Dolmetscher am Ende der Karawane ritt. Der anstrengendste Marsch fand vier Tagereisen von Chami entfernt zwischen den Stationen Yan-dun und Ku-phi, statt. Hier mußten wir eine Strecke von 55 Kilometern, ohne einem Tropfen Wasser oder einem Grashalm auf diesem Weg zu begegnen, zurücklegen. Wir brachen unmittelbar nach Sonnenuntergang auf, bei + 32,5°. Ein entsetzlicher Sturm wütete und erfüllte, statt Erfrischung zu bringen, die Atmosphäre mit einem mephitischen Dunst. Trotzdem war die Karawane munter, man hörte das Lachen und Plaudern der Kosaken. Die Dämmerung sank herab und verhüllte die endlose schreckliche Ebene. Tausende von Sternen funkelten an dem wolkenlosen Himmel. Aber der Sturm wütete fort, immer mühsamer bewegte sich die Karawane vorwärts, das Lachen und Plaudern verstummte, man hörte nur das schwere Atmen der Kamele. Gegen Mitternacht waren die Kräfte erschöpft, wir machten Halt — rasch war abgepackt — alles beeilte sich, für wenige Stunden die ersehnte Ruhe zu genießen. Nach einer halben Stunde hörte man nur noch die regelmäßigen Atemzüge der tieferschöpften

*) Der Boden wurde bis zu + 62,5° erhitzt.

Schläfer, die mit Tagesanbruch schon wieder marschfertig sein mußten.

Endlich gegen zehn Uhr vormittags erreichten wir die Station *Ku-phi* — und fanden vier schlechte salzhaltige Brunnen. Es war entsetzlich; kaum gelang es uns, für unsere Kamele das notdürftigste Futter zu schaffen — und so zogen wir mühsam weiter mit unseren schlecht getränkten und gefütterten Kamelen. Wenn man diese Route, welche in strategischer Beziehung von größter Wichtigkeit für China ist, betrachtet, so versteht man nicht, wie von seiten der chinesischen Regierung die Brunnen so verwahrlost werden können. Alles Wasser hat einen salzigen, bitteren Geschmack; die Brunnen sind meistens nur 240 — 310, höchstens 300—390 Centimeter tief. Ungefähr 21 Kilometer lang ziehen sich neben diesem Weg die schon erwähnten Ben-sjanberge hin. Sie vereinigen sich im Südosten mit den Ausläufern des Tjan-schan. Wie schon gesagt, sind die Berge nicht sehr hoch, sie haben bei einer absoluten Höhe von 1500 Metern eine relative Höhe von 30—90 Metern. Es sind teils einzelne, teils zusammenhängende Gebirgskuppen. Man begegnet dunkelgrauem Dolomit, Kies und Kieselstein.

Vegetation findet sich nur an den Abhängen und ist die gleiche wie in der südlichen Hälfte der Wüste Gobi: Calligonum mongolicum, Zygophyllum xanthoxylon, Tamarix Pallasii, Reaumuria songarica, Atraphaxis lanceolata, Nitraria Schoberi, Ephedra, Artemisia campestris, Arnebia guttata etc. Seltener findet sich Rheum leucorrhizum, dagegen tritt hier eine neue Charmykart, die der Botaniker Maximowitsch Nitraria sphaerocarpa nennt, auf. Dieser Strauch wird ungefähr 45 Centimeter hoch, ist sehr dicht in den Zweigen, trägt erbsenartige, weiße, durchsichtige Beeren, die aus einer dünnen Schale und trockenen Kernen bestehen.

Die hiesige Fauna ist sehr arm. Ein paar Eidechsen als Phrynocephalus sp. und Stellio sp., dann in seltenen Exemplaren Lepus sp., Antilope subgutturosa, Asinus opager, sowie ein paar wilde Kamele, die sich hierher verirrt haben, sind alles, was den Ben-sjan und die umliegende Wüste belebt.

An Vögeln trafen wir nur 9 Gattungen, darunter Podoces Henderson, Syrrhaptes paradoxus, Erythrospiza mongolica, Sylvia aralensis, Saxicola atrogularis an. Eifrige Sänger sind

nur Ephippigera vacca (Heuschreckengrille) und Cicada querula.

Wir brauchten 5 Tagereisen, um von Ku-phi bis zu dem Brunnen Schi-ben-dun, an der südlichen Grenze des Ben-sjan gelegen, zu gelangen. Mit wahrem Entzücken erblickten wir die sich in weiter Ferne uns zeigenden Umrisse des schneebedeckten Nan-schan. Hofften wir doch auf dem Nan-schan den Lohn für alle Mühseligkeiten der Reise zu finden — dort erwartete uns wissenschaftliche Beute — die uns entschädigen würde für die großen Strapazen, die wir bei diesen Wüstenwanderungen durchlebt hatten. Die Hitze, der Wassermangel, der Schlafmangel hatten Mensch und Tier bis auf das äußerste erschöpft. Merkwürdig war das kolossale Wachstum unseres Kopf- und Barthaares.

Während dieses 14-tägigen Wüstenmarsches hatten wir stets gegen entsetzliche Stürme und erdrückende*) Hitze anzukämpfen. Nach einem Marsch von 32 Kilometer gelangten wir endlich an den Bulun-zsir. Er entspringt auf dem Nan-schan und fließt an der Stadt Amenti vorbei. Die hiesigen Einwohner haben zahlreiche Kanäle gezogen und benutzen den Wasserreichtum zur Befruchtung ihrer Felder. Der Bulun-zsir verläuft sich nach Aussage der Chinesen am Ende seines Laufes in Salzflächen, tritt aber später nochmals an die Oberfläche und ergießt sich in den Lob-noor. Wir erreichten die Ufer des Bulun-zsir in der Nacht. Da sein Bett zu dieser Jahreszeit fast ausgetrocknet ist, bemerkten wir seine Nähe nur an der Vegetation, die trotz ihrer Armut immer noch von der Wüstenei, die wir durchzogen hatten, abstach.

Von hier hatten wir nur noch 21 Kilometer bis zu dem chinesischen Dorf Man-dschen-teu, das an der Grenze der Oase Sa-tscheu liegt, zurückzulegen. Am Tag, da wir die Oase erreichten, brach ein entsetzlicher Sturm aus.

Es wurden solche Massen von Sand und Kies aufgewirbelt, daß die Atmosphäre sich verdunkelte und in kurzer Zeit trotz der Mittagsstunde vollständige Dunkelheit herrschte. Die Gewalt des Sturmes war so groß, daß sie die umstehenden Gesträuche und

*) Wir hatten meistens zur Mittagszeit + 38,1° im Schatten. Der Boden erreichte einen Wärmegrad von + 62,5°. Die größte Hitze erlebte ich am 20 Juli 1873 am Ala-schan. Wir hatten damals + 45° im Schatten.

Sturm in der Wüste.

Halme vom Boden riß und in die Luft entführte. Die Temperatur ſtand auf + 34,7. Kaum wußten wir unſere Augen vor dem Staub zu ſchützen. Der Sturm währte die ganze Nacht durch. Am andern Morgen trat Regenwetter ein; ſofort ſank die Temperatur auf + 13,8°. Wir machten einen Raſttag. Es war dieſer, ſeitdem wir den Tjan-ſchan verlaſſen, der erſte Tag, an dem wir ſchlafen und aus voller Bruſt atmen konnten.

Fünftes Kapitel.

Oase Sa-tschen — Die Vorberge des Nan-schan.

Allgemeines über die Oase Sa-tscheu — Flora — Fauna — Bevölkerung, Biwak — Weitermarsch — Die heiligen Höhlen — Der Schui-go — Der Dan-chi — Die Mongolen.

Eine der fruchtreichsten Oasen Centralasiens ist Sa-tscheu. Diese Oase liegt an der Nordseite des wilden Nan-schan und wird von dem kleinen Fluß Dan-chè bewässert. Sa-tscheu liegt 1110m hoch und hat ungefähr von Norden nach Süden 26 km, von Osten nach Westen 21 km Durchmesser. Diese fruchtbare Oase ist von zahlreichen Gräben durchschnitten, die das Wasser des kleinen Flusses zur Befruchtung des Terrains verwerten. Die ganze Oase macht den Eindruck eines großen Gartens, der hinter zahlreichen Bäumen wie Salix alba, Ulmus campestris, verschiedenen Pappelarten, Ölweidenarten, Elaeagnus hortensis v. spinosa, und verschiedenen Obstarten dem Reisenden entgegenlacht.

Die Oase wird von Chinesen bewohnt, deren Häuser (Fansen) meistens von gutbebauten Äckern und Gärten umgeben sind. Weizen, Erbsen, Gerste, Flachs gedeihen hier gut; Reis, Mais, Hanf, Linsen, Bohnen, Melonen werden dagegen weniger gezogen. Die Bewohner sagten uns, daß die Ernten meistens gut seien.

Gegen die Fruchtbarkeit gehalten ist die Mannigfaltigkeit der Pflanzen eine geringe. Außer den schon erwähnten Bäumen und Kulturpflanzen wachsen noch wild: Glycyrrhiza glandulifera, Arocynum venetum, Alhagi camelorum, Iris sp., Sophora alopecuroides, Polygonum Bellardi, Lycium ruthenicum, Capparis herbacea, Dodartia orientalis. Auf unkultivierten Salzflächen gedeiht besonders kräftig Tamarix Pallasii, Psamma villosa, Haloxylon ammodendron und Atraphaxis compacta.

Wölfe, Füchse, Hasen und Antilopen, besonders Antilope subgutturosa beleben die Fluren. Letztere sind von den Chinesen als Plünderer ihrer Felder gefürchtet.

Unter den Vögeln, von denen wir nur 29 Arten antrafen, nenne ich Corvus frugilegus (Saatkrähe), Turtur auritus (Turteltaube,, Cypselus murarius (Mauerschwalbe), Hirundo rustica (Rauchschwalbe), Salicaria turdoides, Passer montanus, P. timidus, Phasianus n. sp., Cuculus canorus, Caprimulgus europaeus (Ziegenmelker), Galerita magna (Lerche), Aegialitis curonicus (Meise). Merkwürdigerweise fehlten Wachteln, Feldlerchen, Fliegenfänger und Pirol gänzlich.

Die interessanteste Beute war der dortige Fasan (Phasianus Satscheunensis), der an den Phasianus torquatus erinnert, allein entschieden eine besondere Gattung bildet. Wir trafen in Centralasien 8 Fasanenarten*) an.

Wir fingen hier auch eine 75 cm lange Schlange, Eryx jaculus.

Die Bevölkerung soll durch den dunganischen Aufstand sehr dezimiert worden sein. Man sagte uns, daß die Oase, ohne Weiber und Kinder zu zählen, von 10000 Mann, darunter 2000 Soldaten, bewohnt werde. Physiognomisch wie sprachlich unterscheiden sich die hiesigen Bewohner nicht von denen der übrigen centralasiatischen Oasen. Die dortigen Städter sehen abgelebt, die Dörfler dagegen etwas besser aus. Doch scheinen sie viel an Hautkrankheiten zu leiden.

Die Stadt Sa-tscheu erinnert in ihrem Bau an die gewöhnlichen chinesischen Städte. Der dortige Handel beschränkt sich auf die Bedürfnisse der Einwohner. Alles ist teuer.

4—5 km südlich von der Oase erheben sich hohe Hügelketten, die aus Triebsand bestehen. Wir konnten nicht erfahren, wie weit sich dieses Sandgebirge erstrecke. Verschiedene Gründe verhinderten uns es zu untersuchen. Der Weg des berühmten Marco Polo, im Jahr 1232, sowie der der Gesandtschaft des Schach Roko, Sohn des Tamerlan, soll über Sa-tscheu gegangen sein.

Wir schlugen unser Lager 6 km von der Stad Sta-tscheu

*) Phasianus mongolicus in der Dsungarei, am Tjan-schan u. Ili; Ph. Schawi u. insignis bei Kaschgar; Ph. tarimensis in Tarim; Ph. Satscheuensis in Sa-tscheu; Ph. Strauchi in Gan-su; Ph. Vlangalii in Zaidam.

entfernt, an dem kleinen Flüßchen Dan-chè, auf einer kleinen Wiese, die wir als Weideplatz für unsere Kamele benutzten, auf. Wir mußten bei unseren Lagerplätzen stets berücksichtigen, uns in möglichster Entfernung von den Ortschaften zu halten.

Die dortige Bevölkerung ist ein unverschämtes, zudringliches Räubergesindel, dessen man sich kaum erwehren kann. Betraten wir Dorf oder Stadt, so stürzte alles, was Beine hatte, aus den verschiedensten Straßen, Häusern und Winkeln hervor, um die „übersceischen Teufel" anzustarren und zu verfolgen. Mit der größten Frechheit besahen, ja betasteten sie unsere Pferde, uns selbst, unsere Waffen, schrieen, höhnten, lachten, schimpften, so daß wir uns oft nur durch Gewalt von ihnen befreien konnten. Dazwischen kamen Händler und wollten uns ihre Waren aufdrängen. Sie forderten unglaubliche Preise und waren wütend, wenn wir uns nicht willig betrügen ließen. Ließ sich unser Dolmetscher Abdul mit dem Pack in ein Wortgefecht ein, so war man ganz verloren. Und meistens atmeten wir erst wieder auf, wenn wir die Stadtmauern verlassen und den Weg nach dem Lager eingeschlagen hatten.

Wir wurden von den Behörden der Stadt Sa-tscheu unfreundlich aufgenommen. Auf unsere Bitte um einen Führer antwortete man uns, daß es hier Räuber gebe, daß der Weg nur durch wasserlose Gegenden führe u. s. w. Ich erwiderte kurz: „Verweigert Ihr uns einen Führer — nun so gehen wir allein". Daraufhin verlangte die Ortsbehörde Bedenkzeit und schickte einen Boten an den höchstkommandierenden Zso-zsun-tan, um sich Verhaltungsmaßregeln zu holen.

Wir benutzten diese Frist, um uns für den Marsch nach Tibet zu verproviantieren. Der von Chami uns zum Schutz mitgegebene Offizier leistete uns, nachdem wir ihm Geschenke gemacht hatten, in dieser Beziehung sehr gute Dienste. Er besorgte alle Einkäufe. Unsere Vorräte bestanden endlich aus 700 kg Dsamba, 160 kg Reis, 100 kg Hirse, 720 kg Weizenmehl, 200 kg Weizen für die Pferde, 60 kg Salz für uns und die Kamele, 30 kg Formthee, 20 kg chinesischen Zucker und 15 Schafen. Wir brauchten zu diesen Beschaffungen eine ganze Woche Zeit. Wir benutzten diesen Zwangsaufenthalt, um uns möglichst zu orientieren, was bei der Unzuvorkommenheit der Bevölkerung sehr schwer war.

Mein Plan ging dahin, daß ich von Sa-tscheu aus durch

den Nan-schan nach Tibet oder Zaidam wollte. Nun beschloß ich, 4—6 Wochen auf dem Nan-schan zuzubringen und sagte der Ortsbehörde, daß ich, wenn sie mir keinen Führer stellte, nach dieser Frist abermals nach Sa-tscheu zurückkehren würde. Daraufhin zog man vor, uns gleich einen Führer zu bewilligen. Man schickte uns einen Offizier und drei Soldaten. Am 21. Juni brachen wir unser Lager ab und verließen die ungastliche Oase.

Wir hatten kaum 3 km zurückgelegt, so hörte plötzlich unvermittelt alle Kultur auf und wir befanden uns wieder gegenüber der öden nackten Wüste. Hinter uns Wiesengrün und schattige Bäume, vor uns Triebsandberge und nach Osten die schroffen Bergabhänge des Nan-schan, dessen Schneekuppen sich in großartiger kühner Zeichnung von dem dunkelblauen Himmel abhoben. Mit fieberhafter Ungeduld drängten wir diesem gigantischen Gebirge zu, dessen gewaltige Arme im Osten bis zu dem gelben Fluß, im Westen bis an den Lob-noor, Chotan Pamir, ja bis in die Nordteile von Tibet reichen. Seit Jahren hatte ich hierher gestrebt und nun lag dieses noch undurchforschte Feld mit seiner Flora und Fauna erreichbar vor uns.

Nachdem wir 12 km marschiert waren, schlugen wir einen Weg ein, der durch eine Schlucht führt, welche die Sandhügelkette von dem dahinter liegenden Hochgebirge trennt. Hier stießen wir ganz überrascht auf einen kryſtallhellen Bach, an dessen Ufern zahlreiche Ulmen stehen. Es war dieses die merkwürdige, noch von keinem Reisenden erwähnte Höhlenschlucht, von den Chinesen „Tschen-phu-dun = Tausend Höhlen" genannt. Selbst der Graf Széchényi*), der zwei Monate vor uns dieses Weges zog, scheint sie nicht gesehen zu haben.

Sämtliche Höhlen sind an der westlichen Seite jener schon genannten Schlucht in die Bergwand eingehauen und zwar zwei und drei Stockwerk über einander. Dieser merkwürdige Höhlenbau zieht sich die Strecke von 1 km entlang. Nur wenige Höhlen sind noch in gutem Zustand. Viele sind so verfallen, daß man die darin aufgestellten Götzenbilder nicht mehr sehen kann. Dieses

*) Der Herr Verf. hat wohl übersehen, daß besagtes Kloster in der Beschreibung der Reise des Grafen Széchényi Kreitners „Im fernen Osten", pag. 667—668 besprochen wird. A. d. Übers.

Heiligtum wird von einem Mönch bewohnt und bewacht. Derselbe erzählte uns, daß die Höhlen schon vor langer Zeit unter

Der Götze Da-phu-han aus einer der Höhlen von Tschen-phu-dun.

dem Geschlecht der Han*) erbaut worden seien. Der Höhlenbau habe viel Arbeit gemacht und viel Geld gekostet. Denn nicht nur

*) Er wußte nicht, ob es die älteren oder jüngeren Han gewesen seien.

sei jede Höhle in das Gebirge eingehauen, sondern dann auch mit Bildern und Götzen ausgeschmückt. Diese Höhlen sind verschieden in der Größe, die kleineren sind ungefähr 7—9 m lang, 5—7 m breit und 7 m hoch. Im Inneren der Höhle steht meistens ein Buddha, an den Seitenwänden dagegen noch 2 oder 3 untergeordnete Götzenbilder. Die größeren Höhlen sind ungefähr noch einmal so groß, als die eben beschriebenen. Hier finden wir Kolossalgötzenstatuen, die statt an den Wänden in der Mitte der Höhlen aufgestellt sind. Die größten Götzenbilder sind in besonderen Höhlen aufgestellt. Das eine heißt Da-phu-yan, ist 23—25 m hoch, 10—13 m breit, es wurde während des Dunganenaufstandes zerstört. Das zweite ist, wenn auch kleiner, immerhin kolossal. Merkwürdig sind ein Götzenbild in Frauengestalt, eines in liegender Stellung und der Schi-phu-yan, umgeben von 72 Kindern. Am Eingang der Höhlen finden sich, teils auf Fabeltieren sitzend, teils neben ihnen stehend, Helden mit entsetzlichen Fratzen. Sie halten Waffen, Schlangen u. s. w. in den Händen. Alle diese Statuen sind aus Thonerde verfertigt und mit Farbe bemalt.

Auch findet sich eine Steintafel mit chinesischer Inschrift. Eine weitere Tafel trägt Schriftzeichen, die weder für die Chinesen, noch den dort lebenden Mönch entzifferbar sind. Große eiserne Glocken sind in einzelnen Höhlen angebracht und werden bei den verschiedenen Gottesdiensten gebraucht. In dem Dämmerlicht, welches in sämtlichen Höhlen herrscht, erscheinen diese Götzenbilder wirklich unheimlich. Es läßt sich denken, daß sie auf die gläubige, sich hier*) versammelnde Menge einen gewaltigen Eindruck machen.

Das Flüßchen, welches in der Nähe dieser Höhlenschlucht fließt, heißt Schui-go. Da die Schlucht unwegsam wird, mußten wir den mühsamen, 6 km längeren Weg über die Triebsandhügel einschlagen. Endlich war auch das überstanden und wir hatten die Ebene erreicht, welche sich bis zum Nan-schan erstreckt.

Wir kamen nun an die Quelle Da-tsuan, wo uns ein Teil unserer Eskorte verließ, während der andere uns zwar noch bis zum Fluß Dan-chi; geleitete, uns dort aber erklärte, nunmehr des Weges unkundig zu sein. Dieses war allem Anschein nach eine

*) Ähnliche Höhlen, wenn auch in geringerer Zahl, sollen im Süden Satscheus an der Quelle des Jschman existieren.

grobe Lüge. *Man wollte uns auf dieſe Weiſe zwingen unſeren Plan, den Nan-ſchan zu beſuchen, aufzugeben. Es blieb uns nichts anderes übrig, als die ſämtlichen Chineſen zu entlaſſen und* unſeren Weg ſelbſt zu ſuchen. Es war eine ſchwere Aufgabe. Wir hielten uns möglichſt in der Nähe des Fluſſes, mußten ihn einmal durchſchreiten und kamen endlich nach großen Mühen an die Stelle, wo der Dan-chè das Gebirge verläßt. Hier raſteten wir einige Tage, da ich erſt die weitere Route feſtſtellen und von hier aus rekognoscieren wollte. Die Ebene, die wir durchzogen hatten, lag 1500 m hoch, während wir uns jetzt in einer Höhe von 2280 m befanden.

Auf der einen Seite die triſte, nur durch Sandhügel unterbrochene Ebene, auf der andern Seite die Gebirgskette des Nan-ſchan. Dazwiſchen brauſt der wegen ſeines Lößgrundes ſchmutzig gelbe Dan-chè*), der 18—27 m breit und im Hochſommer 75 bis 120 cm tief iſt, dahin. Der Löß bildet hier ſchroffe vertikale Klötze, ſo daß das Flußbett des Dan-chè ſtellenweiſe bei einer Ausdehnung von 300—500 Schritt den Eindruck eines koloſſalen Korridors macht, deſſen Wände aus den merkwürdigſten Klötzen geformt werden.

Was die Vegetation anbelangt, ſo wachſen hier die Geſträuche Berberis integerrima (Berberitze), Hedysarum multijugum n. sp. (Süßklee), Lycium turcomanicum (Teufelszwirn turboman.), Clematis orientalis (orient. Waldrebe) ſind ſelten. Unter den Grasarten finden ſich Schilf und Dyriſum; außerdem Aſtragalusarten (Traganthſträucher), Orchis (Knabenkraut), Gentiana, ſowie Cynomorium coccineum**) (ſcharlachfarbige Hundsrute, eine Schmarotzerpflanze).

Unter der Vogelwelt ſahen wir Lanius isabellinus, Sylvia curruca, Cypselus murarius, Caccabis chukar, dagegen ſelten Columba rupestris, Passer timidus, Motacilla paradoxa, doch trafen wir ſogar mit junger Brut Anser indicus an.

Wir fanden noch die Spuren zerſtörter Hütten und ehemaligen Feldbaus, aber nirgends Bewohner. Der obere Lauf des Danchè, wie auch dieſer Teil des *Nan-ſchan* iſt goldhaltig. Vor

*) Die Mongolen nennen ihn Dan-chyn-gol.

**) Dieſes treibt hier Stengel von 11 Zoll Höhe und 2¼ Zoll Dicke.

dem dunganischen Aufstand wurde hier von den Chinesen Gold gegraben und sieht man Schachte, die immerhin eine Tiefe von 14—18 m haben. Dabei findet man Gräben, in denen das Gold gewaschen wurde, und Höhlen, in denen die Goldsucher ihre Wohnung hatten.

Von hier aus mußte nun ein Weg gefunden werden. Zu diesem Zweck schickte ich den Kosaken Irintschin mit dem Präparator Kolomeizow aus, um zu sehen, ob es möglich sei, über die Quelle des Dan-chè hinaus einen Weg weiter ins Gebirge zu finden, und wandte mich mit einem anderen Kosaten, Urusow in gleicher Absicht südwärts. Wir hatten uns zu dieser Expedition mit einem Kesselchen zum Theekochen und einigen Pfund Dsamba versehen. Satteldecken und Sättel dienten uns zur Lagerstätte. Da es Sommerszeit war, so konnten wir große Touren machen und haben durch diese Vorkehrung recht günstige Resultate erzielt und uns jedenfalls besser befunden, als unter der Leitung unserer unzuverlässigen Führer.

Also ausgerüstet schlug ich mit meinem Begleiter unseren Orientierungsritt ein. Wir waren noch nicht weit vorgedrungen, das heißt immer einige Stunden geritten, als wir plötzlich den Laut menschlicher Stimmen vernahmen. Wir ritten zu und stießen auf zwei Mongolen, die außer ihren eigenen Pferden noch zwei Reservepferde führten. Die Mongolen waren über unseren Anblick sehr erschrocken; sie wollten fliehen, allein wir schnitten ihnen den Weg ab, begrüßten sie und fragten, ob sie den Weg nach Zaidam kannten. Die Mongolen waren sehr bestürzt und versicherten uns vor allem, daß diese Pferde ihr rechtmäßiges Eigentum seien. Obgleich man das Lügenhafte dieser Aussage sofort erkennen mußte, so kümmerte ich mich um diesen offenbaren Pferdediebstahl nicht und benutzte die Gelegenheit, um diese ortskundigen Mongolen als Führer zu gewinnen. Die Kerle machten ernste Gesichter, konnten aber der Lockung von Geschenken nicht widerstehen und folgten uns halb wider Willen, mit ängstlichen Blicken auf unsere schußbereiten Waffen in unser Lager. So kamen wir zum Erstaunen der Karawane am Abend des Tages unseres Ausrittes schon wieder zurück. Die Mongolen wurden nach dem ihnen verabreichten Thee, so wie nach der Einsicht, daß eine Flucht ihrerseits wohl erfolglos wäre, zutraulicher, und entschlossen sich nach langer

Hin- und Widerrede uns Führerdienste zu leisten. Wir hinterließen nun an unserem Lagerplatz einen Brief, der den ausgesandten Kolomeizow über den von uns eingeschlagenen Weg aufklären sollte. Dann suchten wir einen Übergang über den Dan-chè und schlugen an dessen rechtem Ufer die nordöstliche Richtung ein. Gegen Abend lagerten wir immer in der Nähe des Dan-chè. Am anderen Morgen brachen wir frühzeitig auf und kamen an eine zerfallene Fanse, die wohl schon lange von ihren früheren Bewohnern verlassen war. Immerhin bot diese verlassene Fanse uns und unseren Pferden ein willkommenes Obdach dar.

Auf unserem nächsten Marsch kamen wir an den Kuku-usu, einen Nebenfluß des Dan-chè, an dessen Ufern wir ganz unerwartet eine Wiese von 2—3 Ackern mit einer herrlichen Quelle und trefflichem Futter fanden. Wir waren von diesem unerwarteten reizenden Plätzchen ganz entzückt und Mensch und Tier erlabten sich an ihm. Inzwischen hatten wir zwei Kosaken mit den Mongolen vorausgeschickt, um den Weg zu rekognoszieren. Diese kamen hierher zurück. Die Kosaken erklärten bei ihrer Rückkunft, daß die Mongolen ihnen einen Durchgang durch das Gebirge gezeigt, und unsere Zwangsführer wurden nunmehr reich beschenkt entlassen. Seit langer Zeit hatten wir nicht einen so herrlichen Lagerplatz gehabt, als hier. Unser Zelt stand auf einer Wiese, wir labten uns an frischem Quellwasser und badeten uns in dem krystallhellen*) Kuku-usu; unsere Kamele und Pferde schwelgten in dem herrlichsten Futter und dabei wurden wir nicht von Chinesen und Mongolen und unsere Tiere nicht von Mücken und Bremsen gequält. Das einzige, was unsere Freude störte, war die große Sterilität der umliegenden Berge, durch welche unsere Hoffnung auf reiche wissenschaftliche Beute zunichte gemacht wurde.

Nach fünf Tagen trafen auch Kolomeizow und Irintschin bei uns ein. Sie hatten sich längs des Dan-chè gehalten, waren ost-südöstlich geritten und in vollständig unwirtliche, unwegsame Gegenden geraten. Endlich waren sie auf drei goldsuchende Chinesen gestoßen, die ihnen nach langen Kreuz- und Querfragen an-

*) Der Dan-chè hat infolge seines Lößuntergrundes gelbes Wasser.

vertrauten, daß sie, nämlich Kolomcizow und Irintschin, sich auf dem Weg nach den verschütteten Goldgruben befänden, und daß die Behörde von Sa-tscheu in der Furcht, daß die Russen den Weg nach den Goldminen kennen lernen und dieselben ausbeuten würden, alle Führer uns verweigert, ja wegkundige Männer weggeschickt hätten.

Sechstes Kapitel.

Der Nan-schan.

Das Humboldt- und Rittergebirge — Der Nan-schan — Flora — Fauna — Alpenregion — Alpenfauna — Vergleich zwischen dem West- und dem Ost-Nan-schan.

Der Nan-schan besteht aus verschiedenen parallell-laufenden Ketten. Er erstreckt sich westlich am oberen Flußgebiet des*) Chuan-chè bis auf circa 42 Kilometer Entfernung am Anembar-ula und umschließt dabei im Norden und Nordwesten den Kukunoor. Doch bevor er diesen Punkt erreicht, zieht sich ungefähr 96 Kilometer östlich an jenen ebengenannten Schneebergen ein ebenfalls gewaltiges, mit ewigem Schnee bedecktes Gebirge von West-Nord West nach Ost-Süd Ost ungefähr 100—106 Kilometer dahin, an dessen Ostgrenze sich fast rechtwinklig nach Süd Südwest ein gleich hohes und gleich langes Gebirge anschließt, dessen Südseite bis an den Ache-Zaidamin-noor reicht.

Da diese beiden Gebirgszüge sich bei den dortigen Bewohnern keiner selbständigen**) Namen erfreuen, so machte ich von dem Recht des ersten Untersuchers Gebrauch und verlieh im Andenken der beiden um die centralasiatische Geographie so hoch verdienten Gelehrten Humboldt und Ritter dem Schneegebirge, welches eine Fortsetzung des Nan-schan bildet den Namen Humboldts und demjenigen, welches sich ihm perpendikulär abzweigt, den Namen Ritters.

Die mittlere Höhe des Humboldtgebirges beträgt***) 5700 Meter.

*) Chuan-chè — gelber Fluß.

**) Vielleicht existieren in chinesischen Geographieen Namen für sie, allein dieselben stehen nicht auf den europäischen Karten.

***) Vielleicht sind die mittleren und östlichen Berge höher. Die Messung war nur eine annähernde und geschah mit einer Bussole aus der Ferne.

Die Schneegruppe des Anembar-ula ist an Höhe wie Länge geringer als das Humboldtgebirge. Von hier aus sind es kaum 160 Kilometer bis zu dem Lob-noorschen Altyn-tai, welchen ich im Januar 1877 besuchte. Es ist zweifellos, daß alle diese Gebirge unter einander verbunden sind.

Nach meinem Dafürhalten sind die Berge, welche die Nordgrenze des westlichen Teiles des Zaidam-Kesselthales bilden und welche, wie die Bewohner des Lob noor behaupten, sich bis zu dem Tschamen-tai erstrecken, alle mit zu dem Altyn-tai zu rechnen. Die Südgrenze dieses Kesselthales wird von einer wilden Gebirgskette, der Fortsetzung des Burchan Budagebirges, welches sich nach Westen zieht, gebildet.

Der Nan schan besteht hier aus zwei fast gleichen Ketten, die sich am westlichen Endpunkt des Humboldt-Gebirges scheiden und erst in der Nähe des Anembar-ula wieder vereinen. Die nördliche Kette ist die bedeutendere. Auf ihr entspringt der Dan chè; hier zweigen sich auch Bergzüge nach Nord-Osten ab. Zwischen ihnen und den Bergen am rechten Ufer des oberen Dan-chè breitet sich eine Ebene mit Wüstencharakter aus. Wenn auch in kleinerem Maßstab, so wiederholen sich die Ebenen mit Wüstencharakter ebenso am Tjan-schan, am Nan-schan, am Altyn-tai und in den nordtibetanischen Gebirgen. Überhaupt trägt der mittlere Gürtel des Nan-schan das Wüstengepräge. Die Berge daselbst sind alle zwischen 2280—3300 Meter hoch und bestehen ausschließlich aus Loß, Kiesel, je zuweilen Granitkies. Die verhältnismäßig wenigen Felsparticen bestehen aus grauem Gneis, dunklem Schiefer und Syenit. Hier und da zeigt sich etwas weißer Marmor. Die Abhänge sind sehr steil, die ganze Gegend wild, schwer zugänglich.

Es folgt aus dieser Beschreibung, daß die hiesige Flora eine armselige ist. Ja die Abhänge sind kaum mit etwas Grün bedeckt und erscheinen in der Ferne ganz grau. Nur in der Alpenregion wird es besser; dort gedeihen **Artemisia pectinata** (Beifuß), **Stipa** sp. (Federgras).

Auch die Wüstenflora taucht hier an den Abhängen in der Gestalt von **Kalidium gracile** (Salzpfl.), **Reaumuria songarica, Reaumuria trigyna** sp. (dem Hartheu nahe stehend) und besonders **Lasiagrostis splendens** (eine Grasart) auf. Die Vegetation ist auch am südlichen Nan-schan nicht viel reicher. Immerhin trafen

wir noch an Salsola abrotanoides n. sp., Sympegma Regelii, Tanacetum sp. (Rainfarn), selten Astragalus monophyllus (Traganth) und nur an hochgelegenen Plätzen Potentilla fruticosa (Fingerkraut) und Festuca sp. (Schwingelgras). Natürlich war die Vegetation in der Nähe von den Gebirgsbächen etwas reicher. Dann traf man auch Strauchwerk an als Hedysarum multijugum n. sp. (ähnlich der Esparsette) ja sogar bei einer Höhe von 3300 Metern Tamarix elongata? (Tamariske), Nitraria Schoberi, (Charmyk), welches im Anfang Juli erst blühte, ferner das schöne Comarum Salessowii (Blutauge), Caryopteris mongolica (eine Verbenacee), endlich auch bis zu einer Höhe von 2550 Metern Salix sp. (Weiden-Art) und Hippophaë rhamnoides (Seedorn). Dazwischen rankte sich häufig Clematis orientalis (orient. Waldrebe) und bedeckte mit ihren üppigen gelben Blüten die sich neben ihr bergenden Gesträuche.

Unter den Grasarten bemerkte man Hordeum pratense (Wiesengerste), Triticum strigosum (Queckenart), Poa sp. (Rispengras), Potentilla bifurca P. dealbata, Calimeris alyssoides (Kompositе, den Astern verwandt), Adenophora Gmelini (Schellenblume), Mulgedium tataricum (tatar. Milchlattich), Allium tenuissimum (Lauchart), Rheum spiciforme var. (Rhabarberart) und Gentiana barbata (Enzian). An den Quellen wuchs auch Phragmites communis und hier und da an einem besonders sumpfigen Grasfleckchen auch einige Ranunkelarten, Polygonum sibiricum (Knöterich), wie auch Pleurogyne rotata (eine Gentianee), Glaux maritima (Meerstrandsmilchkraut), Elyna n. sp. (Riedgras).

Was die Tierwelt anbelangt, so leben hier auf den Ebenen Asinus kiang (Kulang), Antilope subgutturosa, dagegen in den Bergen Hasen, Wölfe, Füchse, doch nur in geringer Menge. Unter der Vogelwelt fanden sich: Caccabis chukar, Accentor fulvescens, Linota brevirostris, Saxicola salina, Falco tinnunculus, Corvus corax und in der Nähe der Bäche Motacilla paradoxa, Ruticilla rufiventris, Totanus calidris, Totanus ochropus.

Wir trafen in den Bächen weder Fische noch Frösche an, von Eidechsen nur Phrynocephalus sp., dagegen an Schlangen Trigonocephalus intermedius ziemlich häufig, sogar bei 2850 Meter Höhe.

Außer den oben erwähnten Mongolen und Chinesen am Dan-chè sahen wir keine Menschen. Bei 3300 Metern fängt die

Alpenregion an, die sich wiederum in drei Regionen teilt, nämlich 1) in die der Alpenwiesen, 2) in die des Steingeröllls, 3) in die des ewigen Schnees.

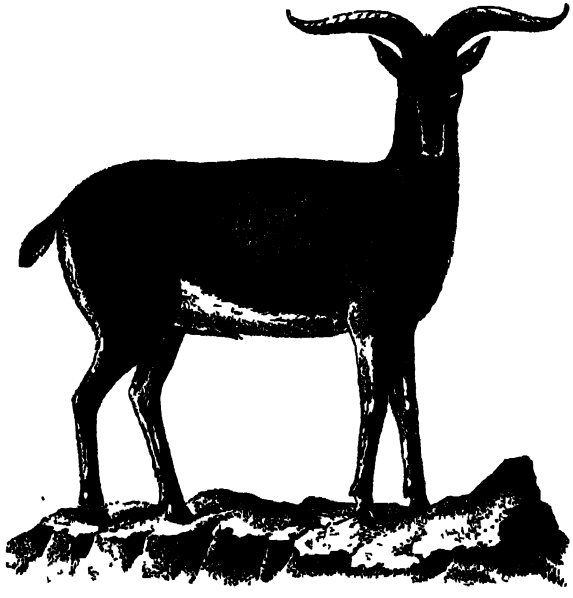
Die Region der Alpenwiesen ist ein Gürtel, der sich in einer Höhe von 3300 bis 3900 Metern zwischen den fruchtlosen, wilden, kiesigen Abhängen und jenen gewaltigen, mit ewigem Schnee bedeckten Höhen dahinzieht. Die Alpenflora ist hier ziemlich mannigfaltig, trotzdem daß oft fast unvermittelt der ewige Schnee an die bewachsenen Flächen angrenzt. Ich hebe aus dieser Flora nur 11 Gattungen hervor: Oxytropis falcata, Kansuensis, strobi lacea u. a., ferner Astragalus alpin-affinis, Gentiana decumbens, prostrata, tenella, Ranunculus affinis, Potentilla multifida, fruticosa, Allium platyspathum, Pedicularis labellata, Polygonum viviparum, Taraxacum glabrum, Carex ustulata, Adenophora Gmelini, Youngia flexuosa, sowie auch Iris sp.; an der unteren Hälfte dieser Region wächst an geschützteren Stellen auch das hellgelbe Crepis Pallasii, sowie Oxytropis tragacanthoides mit seinen lilienartigen Blättern.

In dem steinigen Gebiete der Alpenregion, das großenteils zwischen 3780—4110 Metern*) beginnt, verarmt das Pflanzenleben rasch, nur mühsam sieht zwischen dem Steingeröll etwas Saxifraga n. sp., Saussurea sorocephala, Pyrethrum sp. und Thylacospermum n. sp. hervor, während man am Anfang dieses steinigen Gebietes, da wo es an die Alpenwiesen angrenzt, noch findet eine Abart von Rheum spiciforme (eine Rhabarberart) mit dicht an dem Boden liegenden Blättern und ganz niedrigem Blütenstengel; dann Corydalis stricta? (Lerchensporn), dessen gelbe Blüten zwischen dem Steingeröll hervorleuchten, ferner Sedum quadrifidum (fette Henne), Aster alpinus (Alpenaster), Oxytropis sp. (Fahnenwicke), Thalictrum alpinum (Alpenwiesenraute), Valeriana Jaeschkei (Baldrian), die dunkel blühende Pedicularis pilostachya n. sp. (Läusekraut), Isopyrum grandiflorum (Tollbocke), Physolychnis alaschanica, Arenaria formosa (Sandkraut), Anaphalis Hancockii (Katzenpfötchen), Draba alpina var. algida (Alpenhungerblume), Leontopodium alpinum (Edelweiß).

Das Pflanzenleben währt in jenen Regionen nur sehr kurze Zeit und nur zu bald erliegt es dem Frost und dem Unwetter.

*) Auf dem Humboldtgebirge findet sich noch Vegetation bei 7500 m. Höhe.

Die Durchforschung ist sehr beschwerlich und bringt nur geringe Resultate. Bei jedem Schritt, den man thut, löst sich Geröll ab; die schroffen steilen Abhänge (von 45—60°), sind durch zeitweise Wasserfälle und Bäche zerrissen und so mürbe geworden, daß, wohin der Fuß tritt, das Erdreich unter ihm nachgiebt oder in die Tiefe stürzt. Die Steinregion hort bei 4400 m auf und die Herrschaft des ewigen Schnees beginnt.



Pseudois Nahoor (Kuku-jeman).

Die hiesige Fauna ist, mit der ornithologischen in den Bergen am Kuku-noor oder mit den Säugetieren im nördlichen Tibet verglichen, recht arm. Besonders hervorzuheben sind*) Pseudois Nahoor = Kuku-jeman und Poëphagus mutus (der wilde Yak). Ersterer hält sich ausschließlich in der Steinregion auf, letzterer dagegen nimmt seinen Aufenthalt während des Sommers in der Schneeregion, während des Winters in den tieferen

*) Von beiden Tieren wird noch öfters die Rede sein; über ihre Lebensweise sprach ich schon in meinem Buch „Die Mongolei und das Land der Tanguten." I Pag. 174—179 und 311 –321.

Regionen. Außerdem leben auf dem Nan-schan: Ovis sp. (Argali), dann Cervus albirostris*) (Maral), Ursus sp. Der hiesige Bär nährt sich oft von den hier sehr zahlreichen Arctomys Roborowskii n. sp. (Murmeltier); sowie Hasen, Wölfe (Canis chanko) und zweierlei Lagomys (Berghasen). Der eine hat sein Lager in der Steinregion, der andere dagegen in der Wiesenregion.

An Vögeln giebt es drei Geierarten: Gypaëtos barbatus, Vultur monachus, Gyps himalayensis**); hierauf in zahlreicher Menge Corvus corax, Megaloperdix thibetianus (Felsrebhuhn), Feregilus graculus (Steinkrähe), Pyrrhocorax alpinus (Alpenkrähe), Leucosticte haematopygia und in seltenen Exemplaren Ruticilla erythrogastra. In der Wiesenregion kommen vor: Linota brevirostris, Ruticilla rufiventris, Podoces humilis und an den Bächen Perdix sifanica.

Die Luft ist auf dem Nan-schan trotz der beträchtlichen abs. Höhe sehr trocken, Regen ist selten und auch die Schneehülle im Winter kann nicht stark sein. Der Himmel ist meistens klar***; während unseres dortigen Aufenthaltes im Monat Juli hatten wir nur 8 Regentage und zwar nur dreimal starken Regen. Die Luft ist übrigens meistens mit Wüstenstaub angefüllt, der von den starken Nordwestwinden, die von 10 Uhr vormittags bis Sonnenuntergang wüten, herbeigetrieben wird.

Die Temperatur war in der mittleren Region während des Julis zu der Mittagszeit + 20°, sank dagegen in der Nacht bis auf — 2,5° (dieses bei einer Höhe von 3410 m). Tau giebt es nicht†). Gewitter sind selten; wir erlebten nur ein ganz unbedeutendes. Wir sehen aus diesen Beobachtungen, daß die klimatischen Verhältnisse des Nan-schan auf seinen West- und Ostabhängen sehr verschieden sind; denn während auf den Westteilen, nach der Oase Sa-tscheu zu, im Sommer die Nordweststürme vorherrschen, Regen selten und die Luft trocken ist, herrschen auf

*) Der Cervus albirostris wird im folgenden Kapitel beschrieben werden.

**) Siehe über diesen Geier (Leben, Jagd) „Die Mongolei und das Land der Tanguten" I. Pag. 348—351.

***) Wir hatten im Juli 22 helle Tage, darunter 5 Tage, die sich im Lauf des Tages aufklärten.

†) Wir beobachteten im Jahr 1879 Tau nur in der Oase Sa-tscheu.

der Ostseite, in den Bergen von Gansu*), zur Sommerszeit entweder Südoststürme oder Windstille und Regen.

Bei weiteren Vergleichen zwischen den Ost- und Westabhängen werden sich noch größere Kontraste herausstellen. Die Berge des Nan-schan, welche nach Sa-tscheu reichen, umgrenzen eine wüstenartige Ebene, bestehen aus Kies, Löß, haben Gletscher und Schnee und sind arm in der Vegetation. Auf dem Humboldtgebirge ist besonders grobkörniger Syenitgranit vertreten. Auf der Ostseite des Nan-schan findet man viel Felsen, die aus Kalkstein, Gneis, Schiefer bestehen, selten nur taucht roter Granit auf. Während auf der Westseite die Flora und Fauna sehr arm ist, finden sich auf der Ostseite des Nan-schan dichte Wälder aus den verschiedensten Baum- und Straucharten, fruchtreiche Wiesen, und während wir auf der Westseite kaum 59 Vogelarten zählten, fanden wir auf der Ostseite deren 150.

Je näher der Nan-schan der Oase Sa-tscheu und dem Kuku-noor ist, desto verschiedener werden Topographie, mineralogischer Charakter, Klima, Fauna, Flora. Hier Steingeröll, Schnee, Berge, endlose Wüste, dessen bange Stille nur hie und da durch den Flügelschlag oder den rauhen Schrei eines Raubvogels unterbrochen wird, und dort Wälder, Weiden, Bächegemurmel und Vögelgezwitscher.

*) Mongolei und das Land der Tanguten 9. Kapitel. Ich bezeichnete, als ich im Jahr 1873 zuerst die Ostseite des Nan-schan besuchte, diesen Teil als die Berge von Gansu zum Unterschied von dem westlichen Teil des Nanschan, den ich die Berge von Sa-tscheu nenne.

Siebentes Kapitel.

Unser Aufenthalt auf dem Nan-schan.

Unser Aufenthalt im Gebirge — Cervus albirostris — Ungünstige Jagd — Eine Gletscherpartie — Aufbruch nach einem Gletscher — Der Unteroffizier Jegorow.

Wie ich schon im fünften Kapitel erwähnte, hatten wir in unmittelbarer Nähe des Kuku-usu eine entzückende Oase gefunden, auf welcher wir unser Standquartier aufschlugen und von wo aus wir weitere Gebirgsexkursionen machten. Die Kosaken hatten außer den beiden Zelten noch einen Küchenplatz und einen primitiven Backofen aufgeschlagen, in welchem herrliche Semmeln aus dem mitgebrachten Mehl gebacken wurden.

Nach einigen Tagen schickte ich unseren Dolmetscher Abdul mit zwei Kosaken und sieben Kamelen nach Sa-tscheu zurück, um nochmals Vorräte zu holen, damit wir die Dauer unseres hiesigen Aufenthaltes, wie auch des späteren Marsches nach Tibet nach Belieben ausdehnen könnten.

Unsere Boten kamen nach einer Woche zurück. Man hatte ihnen in Sa-tscheu nicht nur die gewünschten Vorräte gegeben, sondern ihnen auch mitgeteilt, daß der Höchstkommandierende Zsozsun-tan befohlen habe, uns, falls wir den Weg, den Graf Széchéni vor kurzem mit seinen Gefährten über Sa-tscheu nach Sinia zurückgelegt, einschlagen wollten, auch einen Führer dahin zu bewilligen. Da Abdul jedoch wußte, daß wir nunmehr über den Weg nach Zaidam unterrichtet waren, so versicherte er klugerweise der dortigen Behörde, daß wir sicher ihrem Wunsch gemäß zu ihnen zurückkommen und von ihrem Anerbieten Gebrauch machen würden.

Inzwischen verlebten wir vierzehn Tage an unserer reizenden

Quelle. Wir machten viele Exkursionen, leider, was Flora und Fauna anbelangt, mit nur geringer wissenschaftlicher Ausbeute. Der Kosake Kalmynin erlegte einmal zwei Exemplare einer für uns neuen Hirschart, die wir wegen ihrer weißen Geäße als Cervus albirostris bezeichneten.

Die Tiere waren gegen Abend, ziemlich weit vom Biwak entfernt, erlegt worden, konnten daher erst des anderen Morgens

Cervus albirostris.

geholt werden. Leider hatten die Wölfe das jüngere Exemplar übel zugerichtet. Das andere war ein schöner ausgewachsener Hirsch, der jetzt im Museum der Akademie der Wissenschaften in Petersburg steht. Das Wildbret bot uns eine willkommene Abwechslung des beständigen Hammelfleisches. Die Länge des Hirsches betrug, gemessen von der Nasenspitze bis zum Ende des

Wedels, circa 210 cm, die Höhe bis zum Genick 123 cm. Das Sommerfell war rotbraun, das einzelne Haar dunkelbraun, nach der Spitze rötlich werdend. Vom Genick an lief bis zur Mitte des Rückens ein sattelähnlicher Streifen aufwärts stehender Haare*). Der Wedel war 5 cm lang, mit hellgelben Haaren bedeckt. Der Spiegel hatte helleres Haar, mit schwärzlichen, wenig bemerkbaren Flecken. Brust und Bauch waren hellrot, die obere Hälfte des Laufes sowie die äußere Seite braunrot, die innere gleichfarbig mit Brust und Bauch, die untere Hälfte des Laufes dagegen dunkler. Der Kopf klein und dunkel, Nase, Geäße bis zur Brust herunter weiß, desgleichen fanden sich an der Seite des Kopfes wie um das Auge herum einzelne weiße Haare. 3 1/2 cm hinter dem äußeren Augenwinkel war ein weißer Fleck. Das Gehör dunkel, doch weiß umsäumt. Das Geweih unseres im Juli geschossenen Exemplares war sehr blutreich und mit wolligem schmutziggrauen Bast bedeckt. Seine Größe betrug der Krümmung nach 97 cm. Die erste Sprosse setzte 3 cm über der Krone an, die zweite Sprosse der rechten Stange 16 cm höher, hierauf teilte sich die Stange in zwei Spitzen. Bei der linken Stange war die zweite Sprosse abgebrochen, sie endigte im übrigen wie die rechte ebenfalls in zwei Spitzen.

Die Chinesen verwenden das noch nicht reife Geweih zu medizinischen Zwecken und bezahlen einigermaßen große Geweihe mit 80—100, ja 150 Rubel. Es werden daher jährlich in Sibirien und Turkestan während Juni und Mai an tausend Hirsche geschossen und deren Geweihe an das himmlische Reich verkauft. Die Chinesen geben übrigens das Geheimnis der Verwendung dieser Geweihe dem Europäer nicht preis. Der Hirsch kommt in Centralasien in einem sehr weiten Rayon vor. Man begegnet ihm ebensowohl auf dem Tjan-schan als in den Ebenen, auf bewaldetem Gebirge als auf den Alpenregionen. Überall paßt er sich der dortigen Nahrung an und äst jenachdem von der Rinde des Tamariskenstrauches als Wiesenkräuter oder Schilf.

Eine Bergexkursion, die wir unternahmen, verlief wegen des Eintritts eines heftigen Regens ohne allen Erfolg. Unsere Pflan-

*) Sollte sich dieses Merkmal nicht nur bei diesem einen Exemplar finden, so könnte man auch diesen Hirsch als Cervus sellatus bezeichnen.

zenbeute erwies sich des nächsten Tages als längst gesammelte Arten, unter denen sich nicht eine neue Gattung befand.

Auf der Jagd waren wir ebenfalls unglücklich. Wir erlegten weder einen wilden Yak, noch ein Bergschaf, noch einen Bären, was uns, da unsere aus Sa-tscheu mitgenommenen Schafe verzehrt waren, doppelt unangenehm berührte. Allein trotzdem wir von unseren Jagdausflügen, meistens ohne einen Schuß gethan zu haben, heimkehrten, so wurden wir doch für die Anstrengungen reichlich entschädigt. Wer vermöchte es wohl, die Gefühle, welche unsere Seelen beim Anblick dieser großartigen Natur erfüllten, in Worte zu kleiden? Gegenüber dem weiten Horizonte, der weithin sich erstreckenden Ruhe, den Bergriesen und der unendlichen Wüste atmete jede Brust freier; ein jeder fühlte sich dem menschlichen Elend entrückt und beugte sich in Demut vor der Allgewalt und Majestät der sich unserem Auge offenbarenden Natur.

Das einzige Wild, welches hier reichlich vertreten ist, ist Arctomys sp., Murmeltiere, die sogar bis in unser Lager kamen. Wie oft sahen wir sie am Morgen und Abend vorsichtig vor ihrem Bau sitzen und hörten dabei ihr eigentümliches Pfeifen.

Wir hatten längst beschlossen, uns einmal die Gletscher in der Nähe anzusehen, und so machten wir uns, d. h. ich, Herr Roborowski, Kolomeizow und ein Kosake eines Tages früh auf den Weg. Wir ritten ungefähr 10 km lang nach Osten zu und gelangten dann auf ein Schneefeld. Wir ließen hier an einem kleinen Gebirgsbach, der zwischen Schneegefilden hervorsprudelte, unsere Pferde unter der Aufsicht des Kosaken zurück und stiegen rüstig weiter. Allein das sich bei jedem Tritt abbröckelnde Steingeröll erschwerte den Aufstieg sehr. Die Vegetation hörte bei 4110 m auf. 300 m höher standen wir schon auf dem unteren Gletscherrand. Er erstreckte sich in einer Länge von $2^3/_4$ km von Westen nach Osten und war zwischen zwei Bergkuppen eingeschlossen. Nach seiner Höhe zu wurde der Gletscher schmäler. Seine vertikale Höhe betrug 7,20 m. Dem Augenmaß nach hatte er in seiner unteren Hälfte 30—40°, in seiner oberen Hälfte dagegen 50—60° Steigung. Das Eis war am unteren Rand einige Fuß, in der Mi[illegible] des Gletschers dagegen gewiß bis zu 30 m stark. Wir sahen nur drei bis vier Spalten. Sie waren mit frisch gefallenem Schnee bedeckt und hatten an ihrer Oberfläche höchstens

Gletscher auf der Südseite des Humboldtgebirges.

30 cm Durchmesser. Sie erweiterten sich nach der Tiefe zu beträchtlich. Nach der Westseite zu lehnte sich der Gletscher an einen steinigen Abhang an. Wir fanden keine Seitenmeere, wohl aber am Saum des Gletschers eine ziemliche Anhäufung von Steinen, die auf die frühere Existenz von Eismeeren hinwiesen. Drei Bäche entsprangen dem unteren Rand des Gletschers und stürzten in eine Schlucht, die unterhalb des Gletschers lag, während kleine Bäche die obere Gletschergrenze entlang liefen. Der Gletscher war mit Schnee bedeckt, am unteren Rand lag er 1—3 cm, gegen die Höhe zu 60—90 cm hoch. Der alte Schnee sah schmutzig aus, der frisch gefallene dagegen glänzte wie Silber. Die Luft war warm, hell und ruhig. Je höher wir stiegen, desto beschwerlicher wurde der Weg. Wir mußten im Zickzack gehen und sanken bei jedem Schritt in den Schnee ein. Wir trugen, um uns zu erleichtern, keine Büchsen, sondern nur ein Barometer bei uns. Es zeigte 5130 m an. Als wir den Höhepunkt erreichten, war es 5 Uhr nachmittags, als wir unsere Pfade verließen, war es 11 Uhr gewesen, und wir hatten somit bei einer vertikalen Steigung von 1290 m in diesem Zeitraum kaum 7—8 km zurücklegen können. Dabei waren wir weder Vogel noch Tier, sondern nur einer Fliege und ein paar Schmetterlingen begegnet.

Auf der Höhe angelangt, breitete sich zu unseren Füßen ein herrliches Panorama aus. Von Osten nach Südosten schloß eine 100 km lange Gebirgskette, deren Schneegipfel bis in den Himmel zu ragen schienen, den Horizont ab, während die vor ihr liegende Ebene von verschiedenen Gebirgen durchzogen war. Nach Nordosten reichte das Auge bis zu den Schneegipfeln des Anembarula, nach Südosten bis zu den mächtigen Armen des Ritter- und Humboldtgebirges. Mit weichen Linien hoben sich die einzelnen Gruppen von der hellen Luft ab. Es war das erste Mal im Leben, daß ich eine so große Höhe erstiegen und einen so unermeßlich weiten Horizont vor mir hatte.

Bei dem Heruntersteigen stemmten wir die Füße fest in den Schnee, glitten wie auf einer Bahn mit kolossaler Schnelligkeit den steilen Gletscher entlang und kamen ehe wir uns dessen versahen, heil und wohlgemut am Fuß des Gletschers an. Mit Dunkelwerden erreichten wir die Schlucht, wo wir den Kosaken und unsere Pferde gelassen. Hier erwartete uns Thee und ein beschei-

denes Mahl; allein unsere Ermüdung war so groß, daß wir kaum etwas Thee nahmen und sofort auf unsere Decken in tiefen Schlaf versanken.

Von diesem Ausflug brachten wir nur drei neue Pflanzen mit. Ich beschloß nun, da unsere wissenschaftliche Ausbeute hier zu gering war, an den Weitermarsch zu denken und vorerst zu versuchen, ob wir nicht einen mongolischen Führer nach Tibet finden würden. Gelang dieses nicht, nun so blieb uns immer noch die Route, die längs des Dan-chè nach dem Kuku-noor führte, von wo aus wir dann den Weg, den ich schon im Jahre 1872—1873 nach Tibet zurückgelegt hatte, einhalten konnten. In unserer Küche war großer Fleischmangel eingetreten. Wie schon früher erwähnt, hatten wir die aus Sa-tscheu mitgebrachten Schafe verzehrt und waren, was Fleisch anbelangt, auf die Reste jenes Cervus albirostris, sowie auf die hier besonders spärliche Jagdbeute angewiesen, die sich meistens auf ein paar Hasen und Feldhühner beschränkte. Ich beschloß daher Kolomeizow mit dem Kosaken Irintschinow auszusenden, damit sie versuchten bei den Mongolen Einkäufe zu machen und einen Führer zu werben.

Unsere Abgesandten trafen Mongolen an und kamen nach fünf Tagen mit Schafen und der willkommenen Botschaft, daß die Mongolen sie freundlich empfangen, ihnen die Schafe gegeben und einen Führer versprochen hätten, zurück. Auch erfuhren wir, daß der westliche Teil der Ebene, die wir vor uns sahen, die Ebene Syrtyn heiße, daß hier Zaidamsche Mongolen lebten, die unter der Herrschaft des Fürsten Kurlyk-beise ständen.

Am anderen Morgen verließen wir unseren lieblichen Lagerplatz und zogen stromaufwärts, den Kuku-usu entlang. Wir mußten eine wilde Schlucht passieren, aus deren Spalten zahlreiche Bäche sprudelten. Diese Schlucht war 90—100 m breit und zog sich circa 3 km lang hin. Der Weg war äußerst beschwerlich. Wir waren froh, als wir, nachdem wir 16 km zurückgelegt hatten, an einer guten Quelle in einer Höhe von 3180 m unser Lager aufschlagen konnten. Die ganze Gegend einschließlich der steilen Bergabhänge ist arm in der Vegetation. Mineralogisch ist hier bis 3300 m Höhe, hauptsächlich dunkelgrauer und chlorsaurer Schiefer, und zwar geröllartig vertreten. Die hiesigen Berge sind goldhaltig.

Die zwischen den Bergketten sich dahinstreckende Ebene hat viel Salzgehalt; demzufolge paßt sich die Flora an. Man begegnet hier Statice aurea, Saussurea n. sp., Allium Szovitsi, Iris sp., ferner Kalidium gracile, Reaumuria trigyna n. sp.; an Quellen Oxytropis tragacanthoides, Comarum Salessowii, Potentilla fruticosa und Hippophaë rhamnoides (Sanddorn), letzteres sogar in fast fußhoher Größe. Sämtliche Pflanzen mit Ausnahme der drei letztgenannten Gesträuche gedieh bei einer Lage von 3150 m. Von da an begann die Alpenflora, die sich bis zu 4500 m hinzog.

Da wir auch auf dem südlichen Nanschan die Schneelinie, sowie den Vegetationsrayon feststellen wollten, so unternahmen wir, d. h. ich, Herr Roborowski und ein Kosake nochmals eine Gletscherexkursion.

Die erste Hälfte des Weges führte uns längs des Kuku-usu hin. Wir erreichten plötzlich einen Platz, an dem Fansen, aus Stein gebaut, standen. Sie waren unbewohnt und verschiedene Schachteingänge bewiesen uns, daß wir es hier mit einer verlassenen Goldmine zu thun hatten. Dank unserem Orientierungssinn erreichten wir noch denselben Tag den Fuß des Gletschers. Er erhebt sich unmittelbar über einigen Schluchten und erstreckt sich in einer Länge von 3 km. Seine Steigung ist in der ersten Hälfte gering, dann aber desto steiler. An der Westseite breitet sich ein ziemlich großes Eismeer aus. Nach unseren barometrischen Messungen fängt der unterste Gletscherrand bei einer Höhe von 4800 m an und steigt dann vertikal bis zu 5700 m auf. Wir hatten herrliches Wetter. Ungeachtet der großen Höhe hatten wir 4 Uhr nachmittags + 8 ° im Schatten. Dabei krochen Spinnen an den Steinen dahin und tummelten sich Fliegen vergnügt in der Luft.

Da wir nicht in einem Tagemarsch unser Biwak erreichen konnten, so lagerten wir auf einer Wiese am Kuku-usu. Unsere Pferde erfreuten sich an dem schönen Gras und wir rösteten an einem Feuer einige Stücke wilden Yakfleisches für unser genügsames Mahl. Dann schliefen wir unter dem Sternenhimmel, erwachten des anderen Morgens ganz durchfroren und eilten vergnügt unserem Biwak zu.

Bei unserem Heimritt schossen wir zu unserem Erstaunen zwei Megaloperdix himalayensis, die nur auf dem Himalaya, Tjanschan und Saurugebirge vorkommen sollen, hier aber vereint mit

dem Megaloperdix thibetianus zu leben scheinen. Leider war das Huhn in der Mauser und der Hahn so zerschossen, daß wir sie nicht ausstopfen konnten; doch der Kosak, der sie geschossen hatte, behauptete, daß er viele, darunter auch junge gesehen habe, so beschloß ich, am anderen Tag Jagd auf diese interessanten Vögel zu machen.

Unser Dolmetscher Abdul erschreckte uns durch einen heftigen Fieberanfall, doch glücklicherweise befreite ihn eine tüchtige Dosis Chinin in wenigen Tagen von der unangenehmen Krankheit.

Unser Weitermarsch wurde durch eine große Sorge auf einige Tage hinausgeschoben, indem einer unserer tüchtigsten Leute, der Unteroffizier Jegorow, plötzlich verloren ging.

Die Sache geschah folgendermaßen. Der Kosak Kalmynin hatte bei einem gelegentlichen Ritt in die Berge einem Yak begegnet, viermal auf ihn geschossen und ihn auch getroffen, ihn dann aber, weil es schon spät am Tag war, nicht weiter verfolgt. Den anderen Tag, es war der 30. Juli, schickte ich der Vorsicht halber zwei Leute, nämlich Kalmynin und Jegorow, dem Yak nach. Wir glaubten bestimmt, daß das Tier ganz in der Nähe verendet sein müsse. Die beiden, Kalmynin und Jegorow, nahmen Kamele, um das Fleisch und die Haut des Yaks darauf zu verladen und ritten 8 km zu, dann stiegen sie ab, ließen ihre Kamele in einer Schlucht zurück und gingen zu Fuß weiter. Sie fanden bald die Spur. Die beiden folgten ihr nach, stießen unterwegs auf eine Herde Bergschafe, schossen auf sie und da Kalmynin eines der Schafe verwundet glaubte, so folgte er dessen Spur nach, während Jegorow die Suche nach dem Yak fortsetzte. Kalmynin erreichte die Schafe nicht, erlegte aber einen Kulang und versuchte durch Schreien und Schießen sich Jegorow verständlich zu machen. Es kam keine Antwort. Die Sonne stand schon tief, Kalmynin kehrte daher in dem Glauben, daß Jegorow ebenfalls schon umgekehrt sei, in die Schlucht, wo die Kamele standen, zurück. Er wartete jedoch auf Jegorow vergebens und ritt in der Annahme, daß dieser vielleicht schon zu Fuße zurückgekehrt, gegen 10 Uhr mit allen Kamelen in das Lager zurück.

Wir kannten Jegorow als einen tüchtigen Jäger und ängstigten uns nicht um ihn. Als er des anderen Morgens nicht zurückkehrte, sorgten wir uns um ihn, aber nur aus dem Grund,

daß er die Nacht bei der herrschenden Kälte ohne Feuer, im Wollenhemd (seinen Rock hatte er bei den Kamelen zurückgelassen) in den Bergen habe zubringen müssen. Die Sache wurde uns unheimlich und Herr Ecklon, Kolomeizow und drei Kosaken zogen aus, ihn zu suchen. Am Eingang der Schlucht, wo gestern die Kamele zurückgelassen worden waren, teilten sie sich; die einen suchten die Umgebung der Schlucht ab, die anderen schlugen den Weg, welchen die Fährte des verwundeten Yaks vorzeigte, ein. Gegen Abend kam Kolomeizow mit einem Kosaken in das Lager zurück und berichtete, daß Ecklon mit den zwei anderen Kosaken im Gebirge geblieben sei, in der Hoffnung den Verschwundenen zu finden. Ecklon und die Kosaken hätten 2 km von der Schlucht entfernt den verendeten Yak gefunden, sowie auch Fußspuren, die sich jedoch verloren. Wahrscheinlich hatte sich Jegorow in einer der vielen Schluchten, die teils in das Gebirge, teils in die Ebene führten, verirrt. Alles Rufen, Schießen war umsonst. Keine Spur verriet, wohin sich Jegorow gewendet hatte. Des anderen Morgens kam Ecklon tief niedergeschlagen mit den Kosaken zurück. Sie hatten alle Spuren verloren.

Sofort zog ich mit sechs Kosaken aus, um den Unglücklichen, der ohne Feuer, ohne Nahrung, leicht bekleidet im Gebirge herumirrte, zu finden. Wir ritten 13 km südostwärts und trafen auf Mongolen, die von Zaidam kamen und eine Herde Schafe nach Sa-tscheu trieben. Unsere Fragen, ob sie etwas von unserem armen Gefährten gesehen, verneinten sie, doch erzählten sie uns, daß ungefähr 25—30 km vom Gebirge entfernt, sich in der Ebene von Syrtyn ein mongolisches Lager befände. Diese Nachricht gab uns neuen Mut. Es stand zu hoffen, daß Jegorow mongolische Hirten angetroffen und mit ihnen in das dortige Lager gegangen sei. Alle weiteren Nachforschungen, die wir im Gebirge bis an die Schneegrenze erstreckten, waren vergeblich. Nirgends war eine Spur des Unglücklichen zu finden. Wir standen daher vor der Alternative, daß entweder Jegorow das mongolische Lager erreicht habe oder erschöpft — ja vielleicht tot in einer der unzähligen Schluchten liege; dazu trat jetzt schon, trotz der frühen Jahreszeit, der Herbst ein. Die Nächte waren recht kalt und am Tag erhob sich meistens heftiger Sturm. Am 4. August begegneten einige Kosaken, die wieder den Verlorenen suchten, Mongolen,